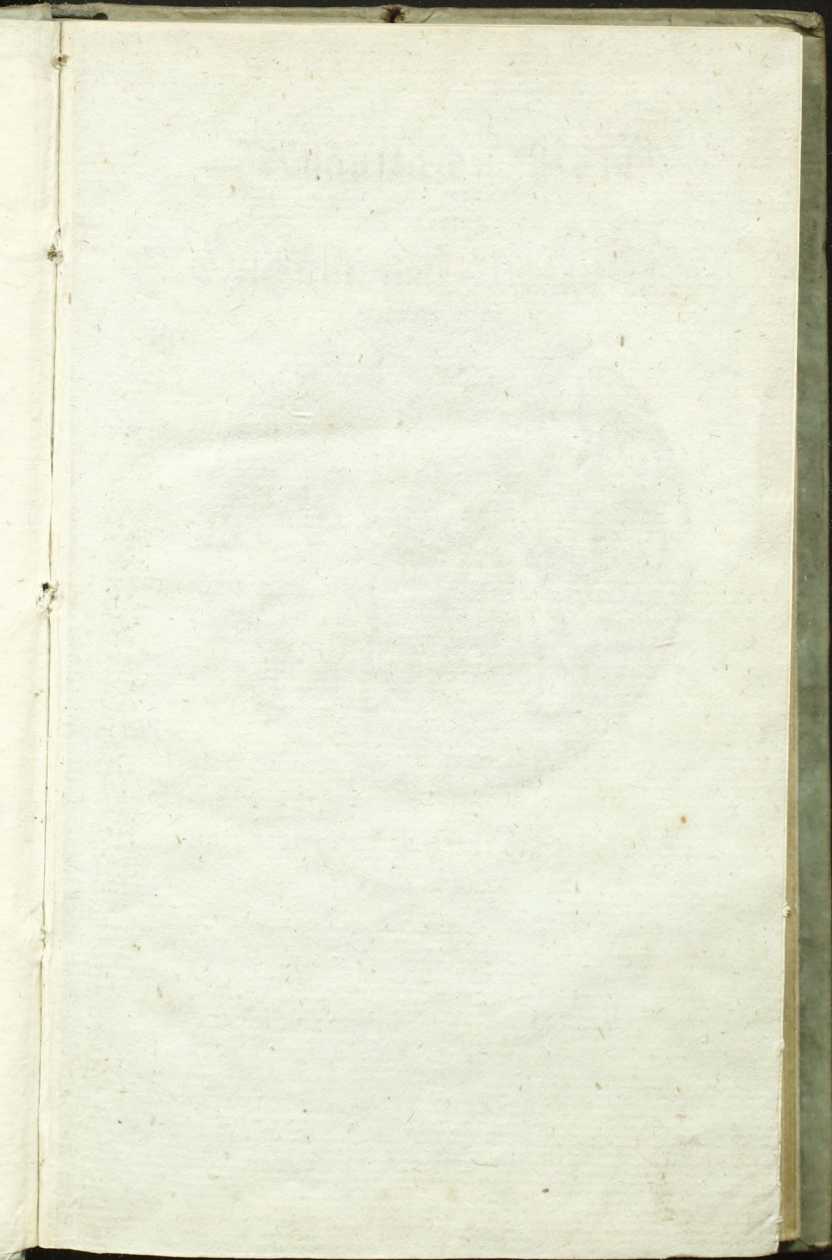


13



859



81

Augusta du Wort  
oder  
Geschichte einer Unglücklichen.



Ein Gegenstück zu Friedrich Braet.

Zweiter Theil

Königsberg.

1799

bei Goebbels und Unzer.

[Verf.: Hildebrandt, Christophe]



Goe 1303 (2)

L49, 119

Augusta du Port  
oder  
Geschichte einer Unglücklichen.

---

Zweiter Theil.

II





Ich saß nach diesem Auftritt eine ziemliche Weise wie betäubt. Auf der einen Seite war das Gefühl meiner Unschuld so stark in mir, daß ich glaubte auf selbige trocken zu können, indem ich mir mit der Vorstellung schmeichelte, daß mein Mann eben so von meiner Unschuld überzeugt seyn müßte, als ich es selbst war. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich ihm nicht gleich, ungeachtet seiner Hitze dies deutlich gesagt, und ihn durch vernünftige Vorstellung besänftigt hätte; ich war mit mir selbst sehr unzufrieden, daß ich mich durch meine Aengstlichkeit verdächtig gemacht hatte. Meine Absicht war zu der Gesellschaft zu gehen, und wenn, wie ich vermuthete, mein Mann von dem Vorfall nichts weiter erzählt

hätte, ihn ganz zu verschweigen. Auf der andern Seite hingegen war mirs genug, den aufbrausenden Charakter meines Mannes zu kennen; und diese Vorstellung verwischte aus meiner Seele alle die Entschließungen, die ich zuver im Gefühl meiner Unschuld gefaßt hatte. In dieser zweifelvollen und qualenden Lage schwebte ich, als Jemand mit Gewalt an meine Thür klopfte und mir zurief, herauszukommen. Voll Schrecken sprang ich ins Gesellschaftszimmer.

Mitten in demselben stand mein Mann, äußerst wüthend mit gezogenem Degen. Der Major hatte ihn bey der Hand — die übrigen Officiere bildeten einen Kreis um ihn — während die anderen Gäste schüchtern und neugierig in den Winkeln des Saales standen. Der Major bemühte sich meinen Mann nur erst so weit wieder in Fassung zu bringen, daß G., der gelassner und wie es schien, gerührt war, nur erst zu Worte kommen konnte. Endlich nach vieler vergeblich ange-

wandten Mühe gelang es dem Major. Er nahm den Lieutenant G. bey der einen Hand, und führte ihn zu meinem Mann, nachdem er diesem den Degen abgenommen hatte. „Herr Hauptmann, fing G. an, Sie wissen, was Ehre bey uns sagen will — Sie wissen, daß der in unserm Stande ein Schurke ist, der seine Ehre verliert. Ich kann Ihnen mit gutem Gewissen schwören, daß ich der nichtswürdigste Mensch seyn will, wenn Ihre Frau Gemahlin nur das mindeste von der Begegnung verdient, die Sie ihr erzeigten. Sie ist ganz unschuldig — unschuldig ihrer Neigung nach — unschuldig in Rücksicht ihrer Handlungen. Dies kann ich schwören. Ich allein war strafbar; aber Verzeihung, Freund! heute noch verlasse ich G. um Ihrer und Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin Ruhe nicht länger gefährlich zu seyn.“

Mein Mann antwortete nichts; schien aber im Nachdenken zu seyn. Endlich verlorh sich die Miene des Aufgebrachten, und bald

waren seine Gesichtszüge wieder heiterer. Er ergriff Os. Hand. „Meine Vergebung will ich Ihnen nicht verweigern.“ Er fiel ihm weinend in die Arme.

„Nu das nenne ich vernünftig, fing der Major an, daß Ihr Euch die Hälse nicht brecht. Es hätte eine schöne Geschichte werden können, wenn Ihr beyden allein wart. Einer läge vielleicht schon da, und der andre könnte in der Welt herumirren! — Ist mirs doch ordentlich sauer geworden, Herr Kamerad — Ihren Hiskopf zu besänftigen — Gottlob daß es gelang! und Sie, Herr Leutenant, bleiben Sie inskünftige aus andrer Gehege; es möchte nicht immer Dankfest für Lissa gefeyert werden, wo es Advokaten gäbe, die Ihnen die Brücke träten. Sie haben auf Ehre alle Ursach sich aufs Abbiten zu legen; und besonders hier bey unsrer lieben Frau Wirthin. Ueberlegen Sie einmahl, was für ein Fest Sie dieser bereiten konnten. Kommen Sie her,“ fuhr er

fort, indem er ihn zu mir führte. „Auch Sie, Herr Hauptmann.“ Mein Mann umarmte mich.

„Auguste — sagte er — vergiebst du mir?“ mehr konnte er nicht sagen. Auch mir nahm die unerwartete Wendung die Sprache. Ich sank in seine Arme, und dankte dem Schöpfer für diese Wohlthat.

Der Major trat mit G. zu mir.

„Meine Theure,“ sagte er, „ich wage es, Sie um herzlichste Verzeihung für diesen jungen Mann zu bitten. Versagen Sie mir diese Bitte nicht, ich erwarte Erfüllung derselben von Ihrem vortrefflichen Herzen. Erhöhen Sie unsre Freude über den heutigen Tag noch dadurch, daß Sie eine — wie soll ichs nennen — Unbesonnenheit vergessen, die sich dieser Herr zu Schulden kommen ließ.“

„Ich habe ja vergeben,“ sagte ich; und hatte nicht die Dreistigkeit, den Herrn von G. anzusehen, der, wie ich, mit niedergeschlagenem Auge da stand; „meiner Verzei-

„hung können Sie um desto gewisser entge-  
 „gen sehen, da Sie der Freund meines Man-  
 „nes sind.“

„Das heiß' ich brav, bey meiner Ehre  
 „brav,“ rief der Major. „Frau Hauptman-  
 „nin, man muß Sie bewundern und schätzen,  
 „man mag wollen oder nicht.“ Mit diesen  
 Worten küßte er meine Hand. „Herr Ca-  
 „merad,“ rief er, „auf mich werden Sie doch  
 „nicht eifersüchtig? mein grauer Kopf bürgt  
 „für alles. — Doch noch eins! der heutige  
 „Vorfall muß schlechterdings unter uns blei-  
 „ben. Von Ihnen, meine Herren, sagte  
 „er zu den Officieren, kann ich dies um desto  
 „eher erwarten, da wir alle Soldaten sind,  
 „deren Ehrenwort mir Bürge ist, daß die Ge-  
 „schichte nicht weiter bekannt wird. Ihnen  
 „aber, meine Damen und Herren, die unser  
 „Wort nicht so binden kann, darf ich gewiß  
 „so viel Discretion zutrauen, daß Sie in ir-  
 „gend einer andern Gesellschaft nie eines Vor-  
 „falles Erwähnung thun werden, der freylich

„nur dann ein nachtheiliges Licht auf unsre  
 „gute Wirthin wirft, wenn er durch Bosheit  
 „und Verläumdung vergrößert, oder von der  
 „unrechten Seite vorgestellt wird. Erzeigen  
 „Sie mir, ich bitte Sie, so hoch ich Sie bits  
 „ten kann, ich beschwöre Sie bey allem was  
 „Ihnen heilig ist, erzeigen Sie mir die ein-  
 „zige Gefälligkeit, mir zu versprechen, daß  
 „Sie nicht das mindeste in irgend einer Ge-  
 „sellschaft von dem Vorfall erzählen wollen.  
 „Es ist vielleicht die letzte Bitte, die ich an  
 „Sie wage. — Ich weiß, Sie erfüllen diesel-  
 „be, nicht wahr?

Von allen Seiten erhielt er Versprechun-  
 gen und Betheurungen; alles verband sich,  
 diese Geschichte in seinem Busen zu begraben,  
 und „ewiges Stillschweigen,“ und „ewiges  
 Vergessen“ war alles was ich hörte.

„Und Sie, Herr Lieutenant von G.“ fuhr  
 er fort, „Sie reisen morgen ab. Ihre Wun-  
 „de ist geheilt — reisen Sie in Gottes Na-  
 „men zu Ihrem Regiment.“

„Warum das?“ sagte mein Mann. „Der  
 „ster G. bleiben Sie bey uns, ich bitte mich  
 „zur Freundschaft aus. Bleiben Sie. Ich  
 „habe nicht den mindesten Groll gegen Sie,  
 „und zum Beweise dessen ersuche ich Sie hier  
 „zu bleiben.“ Mein Mann frug mich ob ich  
 nichts dawider hätte. Ich beantwortete sei-  
 ne Frage mit Achselzucken und stellte alles in  
 seine Willkühr.

„Nun alles vergessen und vergeben!“ fing  
 der Major an, nahm sein Glas und trank.

Auf diese Art wurde das gute Vernehmen  
 wieder hergestellt, und so aufgebracht mein  
 Mann wenige Minuten vorher auf G. war,  
 so freundschaftlich ging er jetzt mit ihm um.

Ich war in einer besondern Lage. Von  
 meiner Unschuld war ich überzeugt — ich  
 durchlief in meinen Gedanken die ganze Reihe  
 der Tage, in welchen wir mit G. bekannt  
 waren, und fand nicht die mindeste Blöße, der  
 ich mich schuldig gemacht hätte. Freylich hatte  
 ich ihm mit Freundschaft und einer gewissen



ehrliehen Herzlichkeit begegnet; aber er war ja der offenerzigste Freund meines Mannes; er kam jedem unsrer Wünsche durch Artigkeit und Bescheidenheit zuvor; seine Kenntnisse, seine Erzählungen verschafften uns manche unterhaltende Stunde, sein gutes Herz, welches aus jeder seiner Handlungen hervorleuchtete, hatte ihn zum Liebling aller Bewohner des Ortes gemacht — warum hätte ich ihm mit Kälte und Zurückhaltung begegnen sollen? Dies alles überdachte ich und fand nichts strafwürdiges in meinem tadellosen und vorwurfsfreyen Betragen gegen ihn. Und dennoch wagte ich's nicht, meine Blicke in der Gesellschaft aufzuschlagen. Jedes geheime Gespräch, das ich vernahm, deutete ich auf mich; jede noch so gleichgültige Aeußerung schien mir ein Vorwurf zu seyn; und wenn ich meine Augen aufschlug und von ungefähr dem Blick einer oder der andern Dame begegnete, so empfand ich Beschämung und Vorwürfe meines Gewissens, als wenn ich strafbar gehan-

delt hätte. Troke ja niemand auf Unschuld, wenn er den Schein wider sich hat! Je weniger Vorwürfe der Rechtschaffne sich selbst zu machen hat, desto ängstlicher wird er bey der Vermuthung, man könne ihn für strafbar halten.

Die Gesellschaft verließ uns spät. Niemand erwähnte mehr seines Versprechens die Sache geheim zu halten, weil man vermuthlich durch Erinnerung an dieselbe die Wunde nicht noch weiter aufreißen wollte, die man in meinem Herzen bluten sahe. Da mein Mann auf das Zimmer zurückkam, hatte ich meinen Sohn auf dem Schoos. Die Erinnerung an alle meine vorigen Leiden, verbunden mit dem Schlage, der mich heute getroffen, wodurch mein guter Ruf, das einzige, worauf ich stolz war, scheitern könnte, stand zu stark vor meiner Seele, als daß ich im Stande gewesen wäre, mich der Thränen zu enthalten. Sie stossen häufig.

Mein Mann trat vor mich, und da ihm

dieser Anblick zu angreifend war, ergriff er mit Ungestüm meine Hand.

„Auguste,“ sagte er, „ich bitte dich um Gottes willen, quäle dich nicht länger durch die Erinnerung an einen Zufall, an welchem du unschuldig bist. — Verzeih meiner tollen Hitze — ich habe dich hart beleidigt; aber setze dich in meine Lage, und frage dich, ob du viel anders gehandelt haben würdest, wenn der Schein so sehr gegen mich gewesen wäre, wie er wider dich war?“

Ich schwieg.

„Auguste — bestes Weib,“ fuhr er fort, „antworte mir, hast du mir ganz vergeben? Ich habe mich an dir versündigt, ich habe Worte ausgestoßen. Ach gerechter Gott! könnt' ich sie zurücknehmen, ich wüßte nicht um welchen Preis ichs thun würde! Vergebe mir — mein Herz wüßte nichts davon — bloß meine tolle Hitze verleitete mich dazu.“

Ich würde Unwahrheit erzählen, wenn ichs nicht gestände, daß ich ihm gern vergab.

„Ich weiß selbst nicht,“ — fuhr ich fort, indem meine Thränen häufiger flossen — ich weiß selbst nicht worüber ich eigentlich weinen muß. „Du bist meiner Liebe gewiß, und da „du aus Leidenschaft handeltest, die dir Nachdenken und Beurtheilungskraft raubte, so „schreibe ich dein Betragen ganz und gar nicht „auf die Rechnung deines Herzens, und ver- „gebe dir gern.“

Wir überlegten nun, wie wir den Folgen dieser Geschichte die möglichst bessere Wendung geben könnten. Sonderbar war es, daß selbst unter der kränkenden Vorstellung von diesem Auftritte mir das wütende Betragen meines Mannes nicht ganz unangenehm war, indem in seinem ganzen Verfahren gegen mich Liebe, und Abscheu vor dem Gedanken, mich untreu zu finden, zum Grunde lag. Allein, da mein Blut ruhiger geworden war, fand ich, daß dieser heutige Tag für mich eine

Quelle vieles Unglücks werden konnte. Ich war von meiner Unschuld überzeugt; aber wars deswegen jeder aus der Gesellschaft? Ich konnte mir nichts als höchstens Unbedachtsamkeit vorwerfen; aber war die Verläumdung damit zufrieden, deren Pfeile ich besfürchten mußte? Mein Mann war jetzt von meiner Treue überzeugt; aber war es nicht leicht möglich, daß er durch Feinde von mir etne andre Meinung bekam? Und wenn dies alles nicht war, wie leicht konnte nicht ein Scherz oder ein unwillkürlicher Einfall eines seiner Freunde über diesen Zufall seine ganze Hitze wieder in Harnisch jagen? und hatte ich dann nicht für sein Leben und Ehre alles zu fürchten?

Dies alles war mir zu wichtig, als daß ich nicht mit meinem Mann darüber hätte reden sollen. Ich that ihm einen Vorschlag, dessen Ausführung mir das wirksamste Mittel schienen, allen den Schlägen des Schicksals vorzubeugen, die mir so gefährlich werden konn-

ten; ich wollte nach Berlin zu der Schwester meines Mannes, er sollte mich begleiten und die Zeit dort abwarten, daß er wieder zur Armee reisen könne.

Mein Mann war mit diesem Vorschlage nicht zufrieden, und da ich ihm meine Besorgniß wegen der Verläumdung äußerte, antwortete er mir:

„Ey was Verläumdung! die Gesellschaft hat ja ihr Wort gegeben, von dem ganzen Ausstritte zu schweigen. Sag das ja nicht laut, du würdest deinen Gästen ein selbes Compliment machen, wenn du mißtrauisch wärest, oder gar glauben könntest, einer oder der andre würde Gebrauch zu deinem Schaden davon machen.“

Ich schwieg — und hätte mich gern von der Wahrheit seiner Vermuthungen überzeugt; aber die Folge zeigte, daß ich mich geirrt hatte.

In S. . . wohnten zwey alte Fräulein, deren einziges Verdienst darin bestand, daß sie adlich waren. Ihre Jugendgeschichte war nicht

nicht die musterhafteste gewesen, und schon deswegen hatten sie alles Ansehen verlohren. Sie hielten sich schadlos dafür, indem sie auf Neuigkeiten Jagd machten, und ihre ganze Unterhaltung darin suchten, zu verläunden. Bey unsrer Ankunft in S. lernten wir sie kennen, und da wir als Fremde es dem Wohlstande schuldig waren, sie zu besuchen, so erfüllten wir diese billige Pflicht. Da wir aber von allen Seiten gewarnt wurden, und überdem ihre frühern Geschichten, so wie ihre jetzige Beschäftigung keine Geheimnisse waren, machten wir uns immer seltener, bis endlich nach und nach der Umgang ganz aufhörte. Sie waren auch nicht bey der Feyer unseres Siegesfestes gewesen, weil bey dem Arrangement zu demselben kein Mensch ihrer mit etnem Worte erwähnt hatte.

Mein unglückliches Schicksal wollte, daß ich der Gegenstand werden mußte, über den diese beyden Fräulein sich nicht nur lustig machten, sondern alles vergrößerten, verdreheten,

W

und so meine Begebenheit auf eine niedrige Art überall bekannt machten.

Unser Bedienter hatte einen Liebeshandel mit der Aufwärterin dieser beyden Fräuleins, und war, wenn es die Geschäfte unseres Hauses nur irgend erlaubten, immer bey seiner Braut. Dies geschah auch den folgenden Abend nach der Begebenheit mit G. Die Magd, die gewöhnlich jede Neuigkeit ihrer Herrschaft zutragen mußte, bittet unsern Bedienten, ihr die Geschichte unseres Festes und die Einrichtung desselben zu erzählen.

„Ja, davon weiß ich wenig oder gar nichts,“ antwortet er, „wer hätte bey dem Unglücke „und bey dem Lerm daran denken können. „Welches Unglück? welcher Lerm?“ fragt sie mit einer aufs äußerste gespannten Aufmerksamkeit.

Und nun erzählt dieser sonst ehrliche und gute Mensch alles, was er gesehen und gehöret hat; spricht vom Ertappen mit dem Lieutenant G., vom Duell zwischen demselben und



meinem Mann — und setzt noch hinzu, daß der Major alle mögliche Mühe gehabt hätte, nur einigermaßen den Frieden wieder herzustellen.

Kaum war unser Bedienter weggegangen, als die ganze Geschichte mit vielen Zusätzen vermehrt den beyden Fräuleins erzählt wurde. Diese waren aus dem wichtigen Grunde Todtsfeinde von mir, weil ich als eine Bürgerliche es mir hatte einfallen lassen, einen Edelmann zu heyrathen, der nach ihren Begriffen keine andre als eine Adliche zur Frau wählen mußte. Da sie nun Umgang mit solchen Menschen hatten, denen der gute Name Andreer eine zu unbedeutende Sache schien, so wars natürlich, daß mein guter Ruf sehr dadurch in Gefahr kam. Dazu kam noch die fortdauernde Freundschaft meines Mannes gegen G. und mein Grundsatz, nie auf Verläumdungen dieser Art aufmerksam zu werden, weil ich zu fest von meiner Unschuld überzeugt war. Dieser Umstand goß vollends Del in die Flamme.

Ich ahndete nichts, da ich lange schon der Gegenstand der Verläumdung des Ortes geworden war; und blieb auch da noch gleichgültig, als schon mancher Brief von meiner Geschichte erzählte. Selbst Menschen, die ich genau kannte, die von meinem Vorwurfsfreyen Leben überzeugt seyn mußten, und deren Umgang mir manche süße Stunde verschafte, schienen sich unserer Verbindung und Freundschaft entziehen zu wollen; und was mir nun vollends das Schrecklichste war, mein Mann schien mir zweifelhaft, ob er dem Gerüchte oder mir glauben sollte.

In den ersten Tagen des Jahres 1758 bat uns eine gewisse Familie von L., die in W., nicht weit von Schweidnitz, lebte, sie zu besuchen. Wir nahmen dies Anerbieten an; hatten aber auf unserer Reise das Unglück, daß nahe bey einem Dorfe, welches nicht mehr weit von W. entfernt lag, unser Wagen zerbrach. Es war Mittag; wir gingen in ein ansehnliches Wirthshaus, um zu essen, und

da wegen der Blokade von Schweidnitz mehrere Regimenter in dieser Gegend cantonirten, so stand auch eines derselben in dem Dorfe, in welches uns der Zufall geführt hatte. Die Officiere des Regiments kamen in eben dieses Haus zu Tische. Wir nahmen Platz an der Tafel, ob uns gleich Niemand kannte, denn mein Mann trug über seiner Kleidung einen Ueberrock, der seine eigentliche Uniform als General-Adjutant verbarg. Ein Husarenofficier trat ins Zimmer. Sogleich rief ihm einer entgegen:  
 „Nun Bruder, wie stehts? hast du Nachricht  
 „aus S. was macht dein Bruder, wird er  
 „bald zum Regimente kommen?“

„Ich erwarte ihn mit jedem Tage“ — war  
 „die Antwort — „seine Wunde ist geheilt —  
 „und warum er noch nicht kommt, kann ich  
 „nicht errathen.“

„Der wird so bald nicht kommen,“ fing ein  
 Dritter an — „dem gefällt bey der schönen  
 „Hauptmännin viel zu gut.“

„Ach Spaß“ — antwortete der Husar —

„was sagen die Leute nicht — Er hat mir den  
„ganzen Vorgang geschrieben, und — —“

„Und du bist so brüderlich gestimmt, das  
„alles auf sein Wort zu glauben?“ fiel ihm der  
andre ins Wort — „Nein, nein, ich wäre  
„auch lieber bey schönen Weibern, als hier  
„auf Viquets und Feldposten.“

„Bleibt immer ein eigener Spaß, Herr  
„Leutenant“ — sagte ein dicker Major, und  
setzte sein Glas auf den Tisch, „es ist nicht  
„einerley; auch dann nicht, wenn er unschul-  
„dig ist; man muß nie ehrliche Leute in zwey-  
„deutigen Ruf bringen, das hat oft traurige  
„Folgen. Ich müßte nicht der Hauptmann  
„seyn, ich versichre auf meine Ehre, ich such-  
„telte den Cicisbeo meiner Frau zusammen,  
„daß er in zehn Jahren nicht wieder attas-  
„quiren sollte.

„Und was ist's denn mehr?“ fing der andre  
an — „der Herr Gemahl ist ein Franzose,  
„und also galant homme; der nimmt das ge-  
„wiß nicht übel, wenn seine liebe Ehehälfte

„sich nicht gar zu precieus macht. Sie haben es dem Lieutenant G. nahe genug gesagt, — warum nahmen sie ihn ins Haus?“

„Ist denn die Frau schön?“ frug ein anderer.

„Allem Vermuthen nach,“ fing der vorige an; „G. ist ein Mann von Geschmack, und das Mittelmäßige ist sicher vor ihm.“

„Um Verzeihung, meine Herren,“ sagte mein Mann, „von wem ist denn die Rede? Etwa von dem Herrn Lieutenant v. G. vom Regiment N.“

„Ja, ja, Herr Camerad — kennen Sie ihn?“ frug der vorige.

„Wie mich selbst“ — antwortete mein Mann — „ich habe seit sechs Wochen mit ihm in G. Umgang gehabt.“

„Denn kennen Sie auch wohl die schöne Frau du Dort?“

„O sehr genau“ — antwortete mein Mann — „und sein Gesicht glühte von Zorn. Sie ist meine Frau, und sitzt hier neben mir. Meine Frau kennen Sie; aber nun soll der

„Schurke, der Hube, der sich untersteht, so von ihr zu sprechen, auch mich kennen lernen.“ Mit diesen Worten sprang er auf.

„Herr“ fing er mit erhöhter Wuth an, „Herr Sie sprachen vorhin von mir als von einem gefälligen H. . ., der's zugäbe, daß seine Frau sich nicht precieus machte; ich erkläre Sie hter in Gegenwart aller dieser Herren für den nichtswürdigsten Menschen, wenn Sie nicht beweisen, was Sie vorhin sagten.“ Mit diesen Worten warf er seinen Ueberrock ab, zog den Degen, und jener hatte kaum so viel Zeit sich zur Wehre zu setzen. Ich war betäubt. Mein Mann stieß mich von sich, da ich bitten wollte; sein Gegner trat mitten ins Zimmer, und kaum hatte mich das Geklitze der Klingen aus meiner Betäubung erweckt, als ich sah, daß der fremde Officier seinen Degen wegwarf, und beyde Hände über das Gesicht schlug. Das Blut strömte über seine Uniform herab —

mehrere Officier griffen ihn, da er eben umsinken wollte, und setzten ihn auf einen Stuhl. Dies sehen, und ohnmächtig in die Arme des dicken Majors sinken, war eins bey mir.

Ein heftiger Wortwechsel ermunterte mich. Der Adjutant des im Dorfe commandirenden Generals war ins Zimmer getreten, und hatte beyden Streitenden Arrest angekündigt. Der Verwundete gab seinen Degen ab; mein Mann aber stritt heftig mit dem Adjutanten, berief sich darauf, daß er nicht Officier des Regiments, sondern Flügeladjutant des Herzogs von B. und Hauptmann in der Armee sey, und kaum konnten ihn die umstehenden Officiere so weit besänftigen, daß er nicht den Adjutanten durchbohrte. Dieser, ein sehr leutseliger Herr, erklärte ihm, daß dies weiter keinen Unterschied bey der Sache machen könnte. Ueberdem habe er Ordre, beyden Herren, die sich gehauen, Arrest anzukündigen.

„Die Folgen Ihrer Widersetzlichkeit gegen die Ordre meines Generals werden Sie dann

„allein zu tragen haben, wenn ich berichte,  
 „wie Sie mich und meinen Antrag aufgenom-  
 „men.“

Mein Mann gab sein Seitengewehr ab,  
 und da ihn der Adjutant ersuchte mit ihm zu  
 gehen, sagte er im Weggehen zu mir:

„Augusta — das leide ich deinetwegen;  
 „bist du schuldig, so bist du das unglücklichste  
 „Weib, das je gelebt hat.“ Mit diesen Wor-  
 ten verließ er mich; aber mehr als dies war  
 auch nicht nöthig, mir das schrecklichste mei-  
 ner Lage fühlen zu lassen. Schon seit eini-  
 ger Zeit hatte ich bemerkt, daß meines Mann-  
 nes Betragen gegen mich nicht ganz mehr so  
 war wie ehemals. Eine gewisse mißtrauische  
 Aufmerksamkeit begleitete mich; manches Ge-  
 spräch vermied er ganz, und manche meiner  
 Fragen würdigte er keiner Antwort, ob er  
 gleich, wenn wir in Gesellschaft waren, alle  
 mögliche Schonung und Artigkeit gegen mich  
 zeigte. Seine letzten Worte waren ein Dolch  
 in meinem Herzen. Die Gesellschaft der Os-



fiere sah mich mit einem zweydeutigen Blick an, in welchem ich eben so wohl das Urtheil über mein vermeyntes Verbrechen, als das Zutrauen lesen konnte, welches sie in meine Tugend setzten.

Der Bruder des Herrn von G. war der erste, der sich mir nahete, da ich in einem Nebenzimmer saß und weinte. Seine Aehnlichkeit mit seinem Bruder war so auffallend, daß ich mich noch jetzt wundere, wie es möglich gewesen war, ihn nicht gleich auf den ersten Blick für das zu erkennen, was er war, für Gs. Bruder.

„Herr Lieutenant,“ redete ich ihn an, „der heutige Vorfall muß mir kränkend seyn, da er mir, hier an einem fremden Orte, meinen Mann raubt; aber ungleich kränkender ist mir der zweydeutige Blick Ihrer Gesellschaft, die, durch ein nachtheiliges Vorurtheil gegen mich eingenommen, mich jetzt gewiß mit einer Klasse von Weibern vermischt, deren Vorstellung schon hinreicht, mich erdthlen

„zu machen, und mit meine jetzige traurige Lage doppelt schrecklich fühlen zu lassen.“

Ich erzählte ihm nun den ganzen Vorfall mit seinem Bruder, und nach Endigung desselben bat ich ihn, die Duellgeschichte bey dem General, der ein Verwandter von ihm war, niederzuschlagen, und wenigstens dafür zu sorgen, daß mein Mann wieder zu mir käme.

Das letztere versprach er mir gleich, „denn — sagte er — „Ihr Herr Gemahl ist freylich Arrestant; allein auf sein Ehrenwort, wird mein Onkel ihn gewiß mit Ihnen reisen lassen.“

Gegen Abend kam mein Mann zurück. Sein Gesicht war äußerst finster; der Zorn hatte es noch nicht verlassen.

„Du willst mich sprechen? — sagte er — „Der General, der mich kennt, hat mir freylich Erlaubniß gegeben, mit dir zu reisen; allein dies scheint mir zu viel Gnade von ihm, und daher werde ich sie nicht annehmen. Du reisest morgen mit dem früh

„hesten nach E. zurück, und ich bleibe hier  
 „im Arrest, bis meine Sache abgemacht ist.

„Nach E. reise ich auf keinen Fall,“ war  
 meine Antwort. „E. ist noch da, und wenn  
 „ich vollends allein da wäre, so hätte die  
 „Verläumdung gewonnen Spiel. Ich reise nach  
 „Berlin zu Deiner Schwester; über E. muß ich  
 „gehen, um Deinen Sohn mitzunehmen; aber  
 „aufhalten werde ich mich keinen Tag daselbst.“

„Das kannst Du halten, wie Du willst,“  
 — war meines Mannes Antwort.

Seine Kälte, mit der er dies sagte, und  
 die Gleichgültigkeit, mit welcher er mich an-  
 sahe, waren mir zu angreifend.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen“ — rief  
 ich aus — „was soll die Gleichgültigkeit —  
 „was bedeutet die Kälte, mit welcher Du mir  
 „antwortest? Glaubst Du, daß ich ein Ver-  
 „brechen beging, welches Deine Miene, und  
 „Dein Blick mir Schuld giebt? Glaubst Du,  
 „daß der mindeste unerlaubte Gedanke bey E.  
 „Umgange in meine Seele kam? besürchtest

„du, daß eine wilde Flamme Leidenschaften  
 „in meiner Seele hervorbrachte? O wenn  
 „ich je Tugend und Treue vergaß, so vergesse  
 „der gerechte Richter meiner, wenn, wie jetzt,  
 „Noth und Unglück sich mir nahet.“

Mein Mann schwieg — und ging als ob  
 ich nicht da wäre, voll Gedanken im Zimmer  
 auf und nieder.

„Du Port“ — sagte ich — „ich bitte Dich  
 „um Gottes willen, erkläre Dich deutlicher.  
 „Ist Deine Meinung von mir so gut, wie  
 „meine Treue gegen Dich tadellos, o so glau-  
 „be doch nicht, daß es Dir Schande macht,  
 „dies mir, Deinem Weibe, zu gestehen. Sollte  
 „ich aber so weit in Deinen Augen gesunken  
 „seyn, daß Du mich für ein verworfenes Ge-  
 „schöpf halten kannst; so erkläre Dich wenig-  
 „stens. Antworte mir.“

Er ging immer still mit niedergeschlagenen  
 Augen im Zimmer auf und nieder.

„Auguste — fing er endlich an — ich weiß  
 „wahrhaftig nicht, was ich denken soll. Ent-

„weder ich habe mit Menschen zu thun, in  
 „deren Herzen der Satan leibhaftig wohnt,  
 „oder Du“ — indem er auf mich los kam,  
 und seine beyden Hände auf meine Schultern  
 legte, „oder Du bist die Verworfenste Deines  
 „Geschlechtes.“

Es war mir lieb, daß ich jetzt eine Gele-  
 genheit fand, mit ihm über eine Sache ins  
 Gespräch zu kommen, die er immer vermie-  
 den hatte. Ich konnte mich nun rechtfertigen,  
 da er mich dazu aufforderte.

„Du Port,“ sagte ich, „ich würde Dir den  
 „Argwohn, der Deinem Herzen wenig Ehre  
 „macht, gern verzeihen, wenn Du mich seit  
 „gestern oder ehegestern gekannt hättest. Aber  
 „so sinds Jahre, in denen ich Dein Weib war,  
 „und ich weiß zu gewiß, daß ich Dir nie den  
 „mindesten Anlaß gegeben habe, so von mir  
 „zu denken. Um desto kränkender muß es mir  
 „seyn, zu sehen, daß Du — Du Dich auf  
 „die Seite derer schlägst, die meine Ruhe  
 „und Zufriedenheit untergraben wollen. Wo-

„durch ich dies an meinen Feinden verdient  
 „habe, weiß ich nicht; ich bin zu bescheiden,  
 „um zu glauben, daß Neid über meine etwa-  
 „nigen Vorzüge der Grund dazu seyn könnte;  
 „aber ich bin auch zu stolz, als daß ich nicht  
 „mit dreister Stirn behaupten sollte, nie durch  
 „Vorsatz, nicht einmahl durch Leichtsin eine  
 „Blöße gegeben zu haben, die man jetzt so  
 „schrecklich zu meinem Untergange benutzt. —  
 „O daß ich Dich mußte kennen lernen! Dich  
 „von der Seite kennen lernen! Warum muß-  
 „te ich in diese Gegend unter wildfremde  
 „Menschen einem Manne folgen, den ich  
 „liebte, und der meine Treue, meine Liebe  
 „und meine Hochachtung mit schändlichem,  
 „niedrigem Argwohn belohnt. — — Doch  
 „ich sehe aus Deiner ganzen Miene, daß  
 „Dein Herz mich noch nicht freyspricht von  
 „einem Laster, dessen Erwähnung mir schon  
 „kränkend ist. Meine Ruhe ist verlohren; viel-  
 „leicht rettetest Du die Deinige, wenn wir ge-  
 „trennt sind. — Ich reise nach Longwy, meis-  
 nen

„nen Sohn nehme ich mit. Dies ist mein  
 „Entschluß. Du wirst einst, wiewohl zu spät,  
 „von meiner Unschuld überzeugt, es bedauern,  
 „daß Deine Leidenschaft, Deine Uebereilung  
 „und Dein Argwohn mich unglücklich mach-  
 „ten.“

Ernst war dies nun wohl nicht alles bey  
 mir, was ich von meiner Reise nach Longwy  
 gesagt hatte. Es war ein Einfall, der mir  
 im Feuer meines Sprechens entwischt war;  
 indessen da ichs gesagt hatte, wollte ichs nicht  
 zurücknehmen.

„Ist das Dein fester Vorsatz?“ frug mein  
 Mann.

„Mein fester Entschluß, und damit Du  
 „siehst, daß ich Dir nicht bloß leere Worte  
 „gesagt habe, so werde ich gleich nach E. zu-  
 „rückreisen, meine Sachen in Ordnung zu  
 „bringen, und dann entferne ich mich auf  
 „ewig aus diesem Lande.“

Mein Mann gerieth in Verlegenheit. Er kam  
 auf mich zu, faßte meine Hand und sagte:

„Auguste — gern mögte ich meinen Glau-  
 „ben an Deine Tugend immer mehr befesti-  
 „gen — denn Du hast mich glücklich gemacht;  
 „aber hier sitzt es — indem er die Hand auf  
 sein Herz legte. „Sage mir — ich bitte Dich  
 „um alles — sage mir — haben Dich Dei-  
 „ne Feinde bloß verläumdert? — O Gott,  
 „überzeuge mich! Sage — kannst Du es bey  
 „dem allmächtigen Gott schwören, daß Du  
 „mir beständig treu bleibst?

„O — schäme Dich — sagte ich — schäme  
 „Dich Deines Argwohns mehr noch, als ich  
 „mich vor mir selbst schämen würde, wenn  
 „ich Dir erst meine Treue zuschwören sollte.  
 „Ich überlasse es Dir“ — fuhr ich mit Stolz  
 fort — „von mir zu denken was Du willst,  
 „und was Du verantworten kannst. Ich weiß  
 „nicht, welche Leiden mich noch treffen kön-  
 „nen; aber das weiß ich, daß keins dersel-  
 „ben mich niederbeugen soll, denn ich bin un-  
 „schuldig. Doch — wir trennen uns — Leb  
 „wohl!“



Dies rührte meinen Mann.

„Wenn Du glaubst, ich hätte Dir zu viel  
 „gethan, so lies selbst.“ Mit diesen Worten  
 öffnete er seine Briestafche, und gab mir ei-  
 nen Brief, der ihm einige Wochen nach dem  
 Vorfall mit G. eingehändigt war. Ich las  
 ihn, und sah mit Erstaunen, daß es meinen  
 Feinden sehr leicht geworden war, meinen  
 Mann gegen mich einzunehmen, da vieles  
 von dem Beschuldigten dem Anscheine nach  
 wahr und richtig angegeben wurde. Dahin  
 gehörte z. B., daß G. öfters in meines  
 Mannes Abwesenheit mich besucht hatte; daß  
 er größtentheils bey Spaziergängen mich führ-  
 te; daß ich seine muntere Scherze mit Theil-  
 nahme und Vergnügen anhörte; und was der-  
 gleichen Dinge mehr waren, die bey einem  
 Rechtschaffnen nicht in Anschlag kommen, bey  
 Verläumdern aber von größter Wichtigkeit  
 und Einfluß sind.

Ich darf es wohl nicht weiter beweisen,  
 daß Verläumdungen dieser Art mich außerord-

dentlich niederschlugen; besonders da ich mir bewußt war, nicht das mindeste gegen meine Nebenmenschen verschuldet zu haben, wodurch ich solche Behandlung und Schicksale verdient hätte. Womit sollte ich meinem Manne meine Unschuld beweisen? wodurch ihn überzeugen, daß das Geschriebene nicht Wahrheit, sondern Verläumdung sey. Dieser Gedanke machte mich unruhig. Doch der Schutzgeist der Unschuld gab meinen Worten Kraft, und half meiner Tugend zum Siege. Mein Mann wurde von meiner Unschuld überzeugt, zerriß den Brief, und nun wurde meine Abreise zwar nicht nach Longwy, sondern nach Berlin beschlossen. Zu dieser Reise hatte ich doppelten Grund. Meines Mannes Schwester wohnte daselbst, folglich konnte ich auf eine Freundin rechnen, die mir in so mancher Epoche meines Lebens wichtig und theuer geworden war. Ueberdem wollte ich, so lange meines Mannes Arrest dauerte, nicht allein in S. bleiben, damit nicht hiedurch ein neuer Funke

der Eifersucht in seinem Herzen aufglimmen  
mögte.

Mein Mann war mit meinem Entschluß,  
nach Berlin zu reisen, vollkommen zufrieden.  
„Mein Arrest wird so lange nicht dauern,“  
setzte er hinzu. „Du bist überdem in Berlin  
„ungleich sicherer, als hier in Schlessen, wel-  
„ches nächstens der Schauplatz des Krieges  
„werden wird.“

Den folgenden Morgen, mich deucht es  
war der 8te Januar, fuhr ich nach S. Hier  
blieb ich eine Nacht, nahm meinen Sohn  
mit, und kam nach einigen Tagen in Ber-  
lin an.

Meines Mannes Schwester empfing mich  
mit alle der Freundschaft und Liebe, die ich  
ihrem vortrefflichen Herzen nur irgend zu-  
trauen konnte. Sprechen konnten wir beyde  
anfangs nicht viel; wir weinten; denn die Zu-  
rück Erinnerung an alles, was wir mit einan-  
der erlebt hatten, war zu stark, als daß wir  
unsere Gefühle durch Worte ausdrücken konn-

ten. Sie war Gattin eines rechtschaffnen und begüterten Mannes, und ihr Sohn, der ungefähr ein halbes Jahr alt war, hob ihre Freude zur Vollkommenheit. Ich hatte seit meiner Verheyrathung fleißig mit ihr correspondirt; nur in der letztern Zeit war dieser Briefwechsel etwas seltener geworden; wodurch? weiß ich selbst nicht. Mangel an Freundschaft oder Zutrauen war es nicht.

Der letztere Vorfall mit G. und die Folgen desselben waren ihr ganz unbekannt — ich erzählte ihn, und ihre Theilnahme trug nicht wenig dazu bey, die Wunde vollends zu heilen, die diese Begebenheit meinem Herzen geschlagen hatte.

Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von meinem Manne, mit der angenehmen Nachricht, daß die Geschichte seines Duells geendigt, und er seines kurzen Arrestes entlassen sey. Zugleich schrieb er mir, daß noch mehrere Monate hingehen könnten, ehe die Armee ins Feld rückte; er wolle diese Zwi-

schenzeit benutzen und uns in Berlin besuchen.

Er hielt Wort, und kam. Im Umgange mit unsern rechtschaffnen Verwandten verging uns der Winter nur zu geschwind. Zu Anfang des März erhielt mein Mann Ordre, nach Breslau zu kommen, um seinen Posten als General-Adjutant wieder anzutreten. Er war so glücklich gewesen, vom Könige bemerkt zu werden, und der Monarch nahm ihn in sein Gefolge. In diesem Stande war er mit bey der Belagerung von Olmütz, begleitete seinen König auf dem Marsch in die Mark Brandenburg, und wich in der Schlacht bey Zornsdorf nicht von der Seite desselben. Da die Armees nach ihrem Siege sich einige Tage in dieser Gegend aufhielt, und mein Mann mich gern sprechen wollte, so schrieb er mir, daß ich auf einen bestimmten Tag in Cüstrin seyn mögte. Bey meiner Ankunft daselbst fiel mir meine erste Jugendgeschichte lebhaft ein. Bey nahe die ganze Stadt lag in der Asche;

wohin ich blickte, sahe ich Elend und Unglück gehäuft. Die ganze Gegend war verödet und wüst; gerade wie in meinem Vaterlande, da das Schicksal mich zwang, das ruhige Dorf zu verlassen, worin ich erzogen war. Nur meines Mannes Ankuft konnte die traurige Nückerinnerung aus meiner Seele verschetzen. Unsern Sohn hatte ich auf Bitte der Schwester meines Mannes in Berlin zurücklassen müssen. Der folgende Tag war zum Abmarsch der Armee bestimmt. Gern hätte ich meinen Mann auf dem Marsche begleitet, aber er schlug es aus.

„Du kennst die Gefahren nicht, die einer  
 „Armee drohen, sagte er, überdem sieht es  
 „der König nicht gern, wenn sein Gefolge  
 „die Frauen ueben sich hat. Ich würde mich  
 „auf dem ganzen Marsch sehr wenig um Dich  
 „bekümmern können, und müßte für Dich dop-  
 „pelt besorgt seyn, da Du außer der Gefahr  
 „noch mit mancherley Unbequemlichkeiten zu  
 „kämpfen hättest, die mit einer solchen Reise  
 „unumgänglich verbunden sind.

Ich ergab mich in seinen Willen, und wollte eben Anstalt zur Rückreise nach Berlin machen, als ein Freund meines Mannes zu uns kam. Nach verschiedenen Gesprächen erzählte er uns, daß die Generalin von S. unter dem Schutze der Armee nach Schlesien reisen wollte, so lange diese auf dem Wege dahin bliebe.

„Sie könnten ja mit dieser Dame reisen, die wirklich sehr verlegen um eine Gesellschaft Ihres Standes ist“ — setzte er hinzu; „wenn Sie befehlen, werde ich gleich zu ihr gehen.“

Ich überließ es meines Mannes Willkühr, und da dieser nichts Begründetes dagegen hatte, indem sein Freund ihm sagte, daß ich leicht über Dresden nach Berlin zurückreisen könnte, wenn die Armee, wie man erwartete, nicht in Sachsen bleiben sollte, so entfernte sich der Officier, kam aber nicht lange nachher mit einem Bedienten der Generalin zurück, die ihre Artigkeit gegen mich so sehr zeigte, daß sie mich bitten ließ, ihre Gesellschafterin zu seyn.

Im Anfange des Octobers kamen wir in  
 Waugen an, indeß die Armee ein Lager bey  
 Hochkirchen bezog. Da dies Dorf zu sehr  
 mit Soldaten belegt war, fiel es uns unnög-  
 lich, ein nur einigermaßen bequemes Quartier  
 in selbigem zu erhalten. Die Generalin bezog  
 ein Haus in Waugen; ich blieb bey ihr, und  
 gewöhnlich fuhren wir täglich nach dem  
 Lager oder nach Hochkirchen und kehrten des  
 Abends spät zurück. Mehrere Mahle war dies  
 geschehen, als mein Mann bey meinem Be-  
 such ungewöhnliche Geschäftigkeit und Eile  
 verrieth. Ich frug nach der Ursache.

„Es ist nichts“ — antwortete er — „als daß  
 „ich heute wegen des wahrscheinlichen Mar-  
 „ches der Armee, der auf morgen oder höch-  
 „stens übermorgen bestimmt ist, mehrere Ge-  
 „schäfte als gewöhnlich habe. Ich muß Dich  
 „gleich wieder verlassen; willst Du aber bis 5  
 „Uhr warten, dann bin ich mit allen meinen  
 „Aussträgen zu Stande, und kann alsdann un-  
 „gehindert bey Dir bleiben.“



Ich konnte gegen diesen unbedeutend scheltenden Vorschlag nichts einwenden; der kurze Weg von Hochkirchen bis Bauken war zu wenig in Anschlag zu bringen, als daß ich ihn nicht hätte mitten in der Nacht fahren können. Daher versprach ich meinem Manne, bis zu seiner Zurückkunft zu warten, und vertrieb mir die Zeit während seiner Abwesenheit mit weiblicher Arbeit.

„Gottlob“ — fing er an als er zurückkam — „für heute wäre ich denn fertlg. Aber wie wäre es, Auguste, wenn Du diese Nacht hier im Dorfe bleibest, und morgen mit dem frühesten nach der Stadt fährst? Was meynst Du? nicht wahr, Du bleibst?“

„Sehr gern,“ war meine Antwort. Er rief den ihm aufwartenden Soldaten und befahl ihm für Abendbrod zu sorgen. Wir aßen, und da nach Tische noch einige Freunde meines Mannes, Officiere eines im Dorfe stehenden Regiments, zu uns kamen, so verging uns die Nacht unter Gesprächen. Einer ders

selben, den mein Mann schon in französischen Diensten gekannt hatte, trug besonders durch seine Unterhaltung und durch die Erzählung seiner Jugendgeschichte dazu bey, daß die Mitternacht vergangen war, ehe Jemand Müdigkeit spürte. Endlich überfiel mich der Schummer — ich hatte mich in einen Lehnstuhl gesetzt, um zu schlafen, indeß die Gesellschaft spielte, um so den Abbruch des Tages zu erwarten.

Aber wie plötzlich wurde ich aus meinem Schlaf aufgeschreckt! Mein Mann riß mich auf, und mit den Worten:

„Auguste rette Dich — wir sind überfallen!  
„Ich muß zum Könige!“ stürzte er aus dem Zimmer, bestieg sein Pferd und ritt vom Hofe.

Ich war allein im Zimmer, denn die Gesellschaft hatte uns, während ich schlief, verlassen. — Das Licht brannte noch; Schießen und Lärmen auf der Straße nahm überhand und betäubte mich so sehr, daß ich nicht wußte, wie und wohin ich mich retten sollte. In dieser traurigen Ungewißheit stand ich, ohne

einen festen Entschluß fassen zu können, als ein schreckliches Geprassel mich aus meiner Betäubung riß. Eine Kanonenkugel schlug in das Dach des Hauses; ich glaubte nichts anderes, als daß das Zimmer, in welchem ich mich befand, einstürze, und sprang in der größten Eile aus demselben die Treppe hinab auf den Hof. Dicke Finsterniß umgab mich; unter dem Schuß derselben wollte ich entfliehen, als auf einmahl ein Schwarm Menschen, die ich nicht unterscheiden konnte, in den Hof stürzten. Schreckliches Rufen war mit fürchterlichen Flüchen vermischt; die Stimmen mehrerer, die einander Muth einsprachen, waren mit dem Wimmern und Wehzen der Verwundeten und Niedergetretenen auf eine grausam erregende Art vermengt. Auf einmal fing ein benachbartes Gebäude an zu brennen, und nun sahe ich, daß nur noch wenige Schritte von mir die Feinde mit den preussischen Grenadieren vermischt waren. Die Wüthenden kamen näher — ich sprang in das Haus zu

rück, in welchem mir ein junges Mädchen mit ihrer Mutter entgegenlief. Sie riefen mich um Hülfe an, mich, die ich selbst aller Hülfe beraubt nichts als dem Tode entgegen sah. Ihr Zutrauen auf meine Hülfe gab mir so viel Gegenwart des Geistes, die Thür zuzuschlagen, als gerade ein Haufen Soldaten in Unordnung auf dieselbe los gieng. Zum Glück brannte noch das Licht auf meinem Zimmer, — ich hohlte es; die Mutter lief in eine Kammer, etwas Geld zu holen, und sich dann mit der Flucht zu retten, als wir zu unserm größten Schrecken sahen, daß das Feuer auch dieses Haus schon ergriffen hatte, und der obere Theil desselben schon in Flammen stand. Nun war es die höchste Zeit, an Rettung zu denken. Wir flohen durch eine Hinterthür in den Garten, und wollten durch denselben über das Feld in einen nahegelegenden Wald uns retten. Kaum hatten wir den Garten verlassen, als ein, dem stärksten Donner ähnliches Geprassel sich über unserm Haupte erhob; denn

wir befanden uns, ohne es zu wissen, unter einer Schanze, deren Geschütz gerade in dem Augenblick zu feuern anfing, da wir den Garten verlassen hatten. Hätten wir nur unsern Weg verfolgt, so wären wir ohne Zweifel in das Lager gekommen, in welchem wir unseres Lebens sicherer gewesen wären, als in dem brennenden Dorfe; so aber trieb uns die Furcht zurück — sie raubte uns Bewußtseyn und Gegenwart des Geistes, und ließ mich noch schrecklichere Ausstritte sehen, als die schon überstandnen. Rauch, Finsterniß und Verwirrung trennte mich von meinen Gefährten, und trieb mich durch den Garten zurück. Ich fand eine enge Straße, die von Menschen leer war. Durch diese wollte ich mich retten, als auf einmal hinter mir eine Menge Soldaten kamen. — Sie eilten, und da ich mich mitten unter ihnen befand, drängte mich der dicke Haufen mit sich fort. In der kleinen Straße war es dunkel; so bald wir aber aus derselben auf einen freyen Platz kamen, sahe ich, daß der Kirch-

thurm, der rechts vor uns lag, in Flammen stand. Was mich einigermaßen beruhigte, war, daß ich mich unter Preußen befand, von denen ich am ersten Nachricht von meinem Manne und Rettung meines Lebens erwarten konnte. Die Häuser der Straßen, durch welche wir gingen, brannten schon größtentheils, und mehrere waren schon niedergestürzt. Die Erde bebte unter uns vom Donner des Geschüzes, und über uns schwebte der Todesengel in gräßlicher Gestalt. Der Befehlshaber des Bataillons ging mit seinen Helden auf den Kirchhof, den eine feste Mauer schützte, und nachdem er seine Leute überschauen, und ihnen Muth eingesprochen hatte, erwartete er den Angriff der Feinde, die ihn bis dahin noch nicht bemerkt hatten. Ich ging zu dem Commandeur, redete ihn an, und da gerade einer von den Officieren bey ihm war, die uns den Abend vorher besucht hatten, nahm er allen möglichen Theil an meinem Schicksal. Ein Officier kam zu uns. „Wie ich nicht anders

„anders glaube,“ sagte er, „ist Ihr Herr Gemahl todtesgeschossen. Er ritt vor mir durch, da ich die Compagnie antreten ließ, und einen Augenblick nachher sahe ich ihn vom Pferde fallen. Das Getümmel und die Sorge für meine Leute hinderten mich, ihn weiter zu beobachten.“

Diese Schreckensnachricht fehlte noch, mein Elend auf die höchste Stufe zu bringen. Aller meiner Vorstellungen und Empfindungen beraubt setzte ich mich auf einen Leichenstein nieder, und hatte weiter keinen Gedanken, als den zu beneiden, dessen Gebeine unter diesem Grabmahle ruhten. Nichts half das Zureden und die Theilnahme der Officiere, die meinen Mann kannten; nichts der Gedanke, daß ich in so manchem Elend schon Rettung fand; nichts die Vorstellung, daß die Nachricht vom Tode meines Mannes vielleicht zu voreilig sey; — ich war bloß Körper, und wenn ich noch irgend eine Seelenkraft empfand, so war's Angst und Verzweiflung. In

dieser Stimmung mochte ich eine Stunde geseſſen haben, denn es war hell, als ich zu mir kam, oder vielmehr, als ich auf eine fürchterliche Art aus meiner Gedankenlosigkeit geweckt wurde. Ein plößliches Geſchrey: „Zum Gewehr!“ riß mich auf. Der Feind wurde das Häufchen Helden gewahr, die mit dem feſten Entſchluß, entweder zu ſterben, oder den Tod ihrer Brüder zu rächen, daſtanden. Er ſtürmte die Mauer, aber vergeblich; Tode häuften ſich auf Tode, Verwundete ſanken an der Seite der Geliebten nieder. So ſah es auf dem Kirchhofe aus; aber weit ſchrecklicher noch vor demſelben. Die ganze große Straße war mit Wärmüſen bedeckt, und da der Befehlshaber der Preußen, der nicht weit von mir ſtand, immer kaltes Blut und Entſchloſſenheit behielt, und durch ſein Beyſpiel ſeine Soldaten eben ſo kaltblütig und entſchloſſen machte, ſo ſtürzten die Feinde haufenweis. Zwar floß dieſem tapfern Mann das Blut übers Geſicht, ſein rechter Arm hing



ihm zerschossen am Leibe nieder; aber er stand wie eine Eiche, die jedes Sturmes spottet, wenn auch hie und da ein Zweig zersplittert herabfällt. Der Feind hatte ein nahestehendes Haus besetzt, das vom Feuer verschont geblieben war; und schoss nun unter die braven Preußen, deren mit jedem Schuß weniger wurden. Die Mitte des Kirchhofs war leer, weil nur die Mauer und Eingänge desselben besetzt waren. Nur wenige zerschossene und verstümmelte Soldaten ließen sich mitten auf denselben tragen, wohin auch ich mich begab.

Ein junger Unterofficier brachte einen bejahrten Soldaten, dem das Bein zerschmettert war, und setzte ihn neben mir unter allen möglichen Aeußerungen des Bedauerns und der zärtlichsten Theilnahme nieder.

„Helfen Sie diesem braven Manne, oder beten Sie ihm etwas vor,“ — sagte er mit weinender Stimme zu mir — „es ist mein armer Vater. Hier haben Sie etwas Brot

„und Brantwein; pflegen Sie seiner, Gott  
 „wirds Ihnen belohnen.“ Mit diesen Wor-  
 ten verließ er uns und eilte in sein Glied,  
 seines Vaters Tod zu rächen.

Ich stieß mich zu dem blutenden ohnmäch-  
 tigen Vater nieder, und da mir ein hochstes-  
 hender Leichenstein hinlänglichen Schutz gegen  
 die feindlichen Kugeln versprach, half ich dem  
 Unglücklichen bis dahin. Er drückte mir die  
 Hand, und zeigte auf seinen Mund. Ich  
 reichte ihm das Brantweinsgläschen; er gab  
 mirs aber mit den Worten zurück: „Ach nur  
 „einen Tropfen Wasser.“ Dies konnte ich  
 ihm nicht verschaffen. Zum Glück besann ich  
 mich, daß ich eine Zitrone in der Tasche hat-  
 te; diese schnitt ich von einander, und gab  
 ihm einige Scheiben, die ihn zusehends er-  
 quickten. Er dankte mir herzlich, drückte mir  
 nochmals die Hand, und da ich ihm noch  
 eine Scheibe reichen wollte, war er todt.

Es wird unglaublich scheinen, aber ich  
 kanns versichern, daß ich in den wenigen Mi-

nuten, die ich bey diesem Verwundeten zu brachte, alles das vergessen hatte, was um mich her geschehen war.

Da ich mich umsah, war die Zahl der Verwundeten um ein großes vermehrt. Auch der brave junge Mann, der mir seinen Vater empfohlen hatte, war unter ihnen; ich bemerkte ihn gleich und ging zu ihm. „Was macht mein Vater?“ war seine Frage.

„Er ist todt“ — sagte ich.

„Ach meine arme Mutter! meine arme Schwestern!“ Dies war der einzige Ausbruch seines Schmerzes. Ich gab ihm das Brot und die Flasche wieder hin, reichte ihm auch die übriggebliebene Zitrone, die er mit einem neben ihm liegenden Blessirten theilte.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ frug er mich, „und wie werden Sie sich retten?“ „Es wird gefährlich um uns werden, unsre Leute schmelzen zusammen, und keine Hülfe ist zu hoffen.“

Ich erzählte ihm, wer ich wäre, und wie ich in diese Unglückszene mit verwickelt sey.

„Könnten Sie mir wenigstens in die Kirche kommen,“ sagte er, „Sie sind doch sicher vor den Kugeln. Kann denn keiner von euch die Kirchthüre aufbrechen?“ sagte er zu den nächstliegenden Verwundeten. Mehrere, deren Wunden dies erlaubten, versuchten es so lange, bis sie aufsprang, und trugen alsdann den größten Theil der Blessirten in die Kirche, deren Thurm niedergebrannt war. Sie legten sich in den Bänken nieder, wo sie es bequemer hatten, als auf der nassen, kalten Erde des Kirchhofs. Auch ich folgte, und da Müdigkeit und Entkräftung bey mir zu stark geworden waren, legte ich mich auf eine Bank. Ein heftiger Schwindel bemächtigte sich meiner, schmerzhafter Frost warf mich in die Höhe, und — ich hörte auf, aller äußeren Eindrücke fähig zu seyn. —

War es Ohnmacht, oder war es Schummer? wage ich nicht zu entscheiden, eben so

wenig kann ich bestimmen, wie lange ich in dieser Fühllosigkeit zugebracht hatte; als ich spürte, daß mich jemand anstieß. Ich erwachte.

Mehrere Oesterreichische Grenadiere standen vor mir. Einer, dem Menschlichkeit und Erbarmen aus den Augen leuchtete, und der mir etwas schon Gesehenes und Bekanntes in seinem Gesicht hatte, nahm mich bey der Hand und half mir aufstehen.

„Wer ist Sie?“ frug er.

Ich sagte ihm, wer ich wäre und wie ich hierher gekommen sey.

„Jesus, Maria,“ — rief er aus, indem er die Hände zusammenschlug, — „sind Sie es, oder ist's Ihr Geist?“ —

Ich erschrak, da der Mensch meine Hand ergriff und sie mit Inbrunst küßte.

„Kennen Sie mich nicht mehr? Kennen Sie Ihren alten Bedienten nicht mehr, der Ihnen voriges Jahr in Böhmen genommen wurde.“

Nun erkannte ich den ehrlichen Menschen, der in L. unser Bedienter gewesen war, und mir auf einer meiner Reisen in Böhmen weggenommen wurde.

„Bruder,“ — sagte er zu einem andern Grenadier, — „ich bitte Dich um Alles willen, Sorge für die Frau Hauptmännin — „Sie ist meine Wohlthäterin und meine Herrschaft gewesen — Sorge ja so lange; ich will sehen ob ich nichts zu ihrer Erquickung anschaffen kann.“

Dieser Auftritt hatte einen Officier aufmerksam gemacht. Er kam zu uns, nahm meine Hand und führte mich zu einem bequemen Sitz. Ich machte ihn mit meinem Schicksal bekannt, und bat ihn, mir Nachricht von meinem Manne zu verschaffen.

„Sind Sie denn schon überzeugt, daß Ihr Herr Gemahl gefangen oder gar geblieben ist?“ frug dieser bescheidene Jüngling. „Wenn Sie nicht ganz sicher und gewiß Nachricht davon haben, so quälen Sie sich doch nicht mit unnöthigen Sorgen.“

„Ein Officier des Preussischen Regiments,  
 „das den Kirchhof besetzt hielt, hat ihn fallen  
 „sehen,“ — war meine Antwort.

„Wenn dies der Fall ist, so gedulden  
 „Sie sich nur noch eine Stunde; geschlagen  
 „sind die Preußen — ich will mir alle Mühe  
 „geben, Ihnen Auskunft über Ihres Herrn  
 „Gemahls Schicksal zu verschaffen.“ —

Er schrieb meines Mannes Namen und  
 Charakter in seine Schreidtafel, mehrere Un-  
 terofficiere mußten dies auch thun, denen er  
 zugleich den Auftrag gab, sich nach meinem  
 Mann zu erkundigen, und so verließ er mich.

Nicht lange hernach kam mein ehemali-  
 ger Bedienter zurück. „Hier können Sie nicht  
 „bleiben; kommen Sie mit mir, ich habe Ih-  
 „nen ein bequemes Quartier bey dem Schul-  
 „meister ausgemacht.“ Ich folgte ihm über  
 den Kirchhof, der mit Todten von beyden  
 streitenden Theilen übersät war. Man fing  
 an die Verwundeten zu verbinden, und weg-  
 zutragen, indes die Bauern die Todten ein-  
 scharreten.

Das Haus, in welches mich mein Retter brachte, lag nahe am Kirchhofe. Die Frau aus demselben kam mir entgegen, und da ich auf ihre Frage, „was soll ich Ihnen zur Erquickung vorsetzen?“ nichts antwortete, nahm der ehrliche Grenadier das Wort.

„Schaffe Sie doch etwas zu essen an, etwa ein Suppe.“

„Ach lieber Herr,“ war die Antwort, „ich habe nichts als trocknes Brod und Wasser im Hause.“

„Nun so mache Sie nur geschwind — wenns nur etwas Warmes ist. Ich will schon noch etwas dazu schaffen.“

Er ging weg; auch die Frau verließ mich. Ich trat ans Fenster und sah nichts als Grausen und Entsetzen. Die Häuser, welche die enge Straße einschlossen, durch die ich auf den Kirchhof gelangte, waren niedergebrannt, und die glühenden Balken knisterten über den rauchenden Schutthaufen; zerstückelte und zerschossne Soldaten lagen umher; hier war



ein Wagen umgestürzt, dort lag ein Pferd neben seinem erschöpften Reiter; Blut, und Raubdurstige Kroaten plünderten Leichen und Sterbende; Kinder liefen ängstlich und schreyend umher ihre Eltern zu suchen, die mit Händen ringen sich nach ihren verlohrnen Kindern umsahen; alles dies war mit Rauch, Dampf und Feuer umgeben.

Jetzt sahe ich meinen Retter kommen. Er hatte eine Boutelle Wein in der Hand, und neben ihm ging ein Oesterreichischer Officier. Beyde traten in das Stübchen.

„Dies ist die Dame, Herr Hauptmann, von welcher ich Ihnen gesagt habe.“

„Ich bedaure es unendlich,“ sagte dieser, indem er auf mich zuging, „die Gemahlin meines Freundes in dieser Lage zu finden.“

Ich weinte. „Ach!“ sagte ich, „bin ich so glücklich einen Wohlthäter zu finden, dessen Freundschaft sich mein Mann rühmen kann! Nennen Sie mir doch Ihren Namen.“

„Mein Name ist Staader,“ — antwor-  
tete er — „ich bin Hauptmann im Regiment  
„te Wallis. Ich habe ihren Herrn Gemahl  
„schon vor sechzehn Jahren sehr genau gekannt,  
„da er in Strasburg und ich in Stuttgart  
„stand. Voriges Jahr haben wir unsre Freunde-  
„schaft erneuert, da ich ihn als Gefangenen  
„in Gräß traf.“

„Ach,“ — sagte ich, — „wenn Ihnen  
„Freundschaft heilig ist, und wenn Sie Mits-  
„leiden mit uns haben, so verschaffen Sie  
„mir Nachricht von meinem Mann. Er soll  
„gefangen oder gar geblieben seyn. Ich bitte  
„Sie, erkundigen Sie sich doch.“

„Und wenn Sie mir das auch nicht ge-  
„sagt hätten, so würde ichs doch thun, und  
„nun noch mehr, da Sie mich darum bitten.  
„Auch ich habe Frau und Kinder, und ich  
„weiß also recht gut, wie Ihnen zu Muthe  
„ist, und welche Pflichten ein menschliches  
„Herz da haben muß, wenn es Leiden dieser  
„Art sieht.“

Jetzt kam der Grenadier wieder herein, und hatte eine Weinsuppe für mich besorgt. Den Hauptmann bat ich, mit mir zu essen, und auch den Grenadier. Ich wollte meine Bitte wiederholen, als ein Geräusch auf der Straße uns aufmerksam machte. Da ich ans Fenster trat, sah ich, daß die Oesterreicher sich versammelten. Der Hauptmann frug um die Ursache, und erhielt die Antwort, daß die Kaiserlichen sich zurückziehen mußten. Er verließ mich nun mit den Worten: „Bleiben Sie ja hier im Hause; wir marschiren. Auf jeden Fall aber werde ich Ihnen Nachricht von Ihrem Herrn Gemahl geben.“

Und wirklich zogen sie aus dem Dorfe. Es war nun stille und öde in den Straßen; niemand ließ sich sehen, und in dieser öden Stille traf mich die Nacht. Ich schlummerte, mehr ohnmächtig von meiner Furcht, als müde von Anstrengung.

Des Morgens in aller Frühe kam unser ehemaliger Bedienter mit folgendem Zettel des

Hauptmanns, den selbiger mit Bleyfeder auf ein Stück Pergament geschrieben hatte.

„Sie können ganz ruhig seyn über Jhrs Herrn Gemahls Schicksal. Gefangen ist er nicht, und eben so wenig hat man ihn unter den Todten gefunden. Er ist gewiß bey der Armee seines Königs, die heute nach Schlessien abgegangen ist.

Dies gab mir Muth. Ich rief die Frau des Hauses :

„Köunte Sie mir nicht einen sichern Menschen schaffen, der mich zu der Armee des Königs brächte?“

„Es wird nicht möglich seyn,“ antwortete sie mir; „die Leute hier im Dorfe sind zu sehr beschärrigt, ihr bischen Haabseeligkeit zu retten, welches die Flammen übrig gelassen haben, und dann mögt' es auch zu gefährlich seyn. Nach Baugen soll Sie mein Mann bringen, vielleicht stehen da noch die Preußen.“

Sie rief ihren Mann, der auch gleich bereitwillig war mich zu begleiten.

Bei meinem Weggehen wollte ich der Frau einen Thaler geben.

„Um keinen Preis,“ sagte sie, „würde ich Geld von Ihnen nehmen, Gott hat uns hinlänglich belohnt, daß er uns unsre Wohnung erhielt, da alle unsre Nachbarn nichts von ihrem Vermögen retten konnten.“

Dies Betragen rührte mich ungemein. „Kinder,“ — sagte ich, — „wenn ihr nichts von mir nehmen wollt, so nehmt meinen herzlichsten Dank für eure mir erzeigte Güte. Vielleicht bin ich im Stande, alles nächstens wieder gut zu machen, und dann rechnet sicher auf meine Erkenntlichkeit.“

Der Schulmeister brachte mich nach Bautzen. Der erste, welcher mir begegnete, war ein Officier vom Prinz v. Württembergischen Regimente. Ich frug ihn um Nachricht von meinem Mann, die er mir zwar nicht geben konnte, mich aber doch nach einem Hause

wies, in welchem der größte Theil der verwundeten Officiere sey. Bey meiner Anfunft daselbst erkundigte ich mich vergebens nach ihm, bis mir endlich Jemand sagte, daß mehrere Wagen mit Verwundeten, worunter auch Officiere gewesen, nach einem andern Hause gefahren wären. Auch hier war mein Forschen vergeblich. Ich ging nach dem Gasthose, in welchem ich mit der Generalln S. vor einigen Tagen gewesen war. Diese war weggefahren, und indem ich so da stand, ohne einen festen Entschluß fassen zu können, traten mehrere Officiere, die die Bedeckung der Kranken und Verwundeten geführt hatten, ins Zimmer. Einer derselben trug die Uniform der Königl. Adjutanten. Schon der Anblick dieser Uniform beruhigte mich etwas. Ich näherte mich ihm mit der Frage: Ob er mir nicht Nachricht von meinem Manne geben könnte, der von dem Gefolge des Königs sey?

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

Mein

Mein Mann ist der Hauptmann du  
Port.

„O dann schätze ich mich glücklich, meine  
„gnädige Frau, der Ueberbringer einer sehr  
„erfreulichen Nachricht zu seyn. Ihr Herr  
„Gemahl ist wohl und gesund, ich habe ihn  
„vor einigen Stunden erst gesprochen. Sein  
„Reitpferd ist ihm todtgeschossen, das ist sein  
„ganzer Verlust. Er ist auf Ehre wohl und  
„munter. Haben Sie etwas an ihn zu be-  
„fehlen, so mache ich mir das größte Ver-  
„gnügen daraus, ihm von Ihnen Nachricht  
„zu bringen. In einer halben Stunde reite  
„ich fort. Oder soll ich Anstalt machen, daß  
„Sie zu ihm fahren können, so befehlen Sie  
„mir. Hier können Sie doch nicht bleiben,  
„indem die Kranken gleich wieder aufgeladen  
„und weggefahren werden.“

Ich war unschlüssig. Der Arnee zu fol-  
gen, schien mir zu gefährlich. Er sah meine  
Unschlüssigkeit.

„Wollen Sie Ihrem Herrn Gemahl schrei-

„ben, so will ich Ihnen gleich das dazu Erforderliche besorgen.“

In einer Minute hatte ich alles; daher schrieb ich meinem Mann ganz kurz die Geschichte meiner Angst und meiner Errettung, und daß ich sogleich nach Berlin abreisen würde.

Der Officier nahm meinen Brief, und nach einer halben Stunde ritt er fort.

Desselbigen Tages noch fuhr ich ab. Wie froh war ich, da ich das Haus meiner ersten Freundin wieder sah! Aber wie erschrack ich, da mir ihr Mann mit rothgeweinten Augen entgegen kam, schluchzend meine Hand ergriff, und mich schweigend nach dem Zimmer seiner Frau führte.

Ich hatte nicht den Muth zu fragen; er öffnete die Thür; ein Prediger stand vor dem Bette und betete; neben ihm stand der Arzt, und in dem Bette lag meine Freundin, einer Leiche ähnlich. Auf der Erde sas ihr Sohn mit dem mein Kleiner spielte. Ich vergas



meinen Sohn, und stürzte nach dem Lager meiner Duldenden, die noch immer ohne Bewußtseyn dalag.

„Um Gottes willen!“ rief ich: „was ist hier?“

Der Prediger nahm meine Hand.

„Stören Sie die Kranke nicht. Unterdücken Sie Ihren Schmerz — er mögte der Leidenden jetzt zu schwer werden.“

Niel fehlte nicht, daß ich niedersank. — Ich ging zurück; ihr Mann stand am Fenster und schien gar nichts mehr zu empfinden. Auf meine Anrede vermogte er nichts zu antworten.

„Ist denn gar keine Hülfe?“ frug ich den Arzt.

„Wenig oder gar keine,“ antwortete er mit Achselzucken. „Uebersteht die Patientin diesen Anfall der Krankheit, dann habe ich noch einige Hoffnung, — sonst nicht; — und beynahе fürchte ich, wird dieser Augenblick ihres Lebens letzter seyn.“

Eben dies vermuthete der Prediger. „Sie  
 „sind also,“ fuhr er fort, „die Freundin, nach  
 „welcher die Kranke so sehnlich verlangt hat?“

Ich bejahete dies; und wollte immer nach  
 dem Krankenlager, wovon man mich aber  
 zurückhielt.

„Warum sollten wir Ihnen vergebliche  
 „Hoffnung machen,“ fuhr der Prediger fort:  
 „bereiten Sie sich vor auf eine Nachricht und  
 „auf einen Anblick, der Ihnen sonst, wenn  
 „er Sie unvorbereitet trifft, Ihre ganze Fer-  
 „tigkeit rauben kann. Bald wird die Leiden-  
 „de überwunden haben, und wer weiß, wie  
 „bald Sie ihr nachfolgen! Verlassen Sie das  
 „Zimmer, ich begleite Sie.“

Wir gingen nach dem gewöhnlichen Wohn-  
 zimmer, in welchem der Mann der Kranken  
 mit starrem Blick und ohne uns zu bemerken,  
 saß. Indem sich der Prediger mit ihm un-  
 terhielt, lief ich nach dem Krankenzimmer  
 zurück, und stellte mich an das Bette, in wel-  
 chem meine Freundin lag. Neben mir stand

der Arzt — es war eine Todtenstille. Die Kranke röchelte — der Arzt wurde aufmerksam, legte sein Ohr an ihren Mund, und sagte mir: „Ich habe Hoffnung, der Athem wird natürlicher.“ Ich zitterte vor Erwartung. Nach einer kleinen Weile machte die Kranke eine Bewegung mit den Lippen. Der Arzt gab ihr einige Tropfen einer Medizin, die sie mit Begierde verschlang. Endlich kamen statt des kalten Schweißes, der ihr bis jetzt vor der Stirn gestanden hatte, wärmere Schweißtropfen zum Vorschein, ihre Hände bekamen Wärme, und ihr Athem wurde natürlicher und länger.

„Gottlob,“ fing der Arzt an, „die Erisis ist überstanden; die Gefahr ist vorüber.“

Dies hören, — in wenig Sprüngen die Treppe herunter laufen, — in das Wohnzimmer stürzen, und rufen: lieber G. Ihre Frau ist besser! war Eins. Der Prediger sah mich an.

„Ja, ja!“ fuhr ich fort, da ich dessen Zweifel merkte, „der Arzt hat es gesagt; kommen Sie.“ — Er nahm den Mann und

mich bey der Hand, um uns zurückzuhalten, nicht auf das Krankenzimmer zu gehen; als die Aufwärterin mit den Worten ins Zimmer trat:

„Der Herr Doktor sagt, Sie mögten alle herauf kommen.“ Die Freude leuchtete diesem guten Geschöpfe aus den Augen, da sie diese Nachricht brachte. Wir gingen, der Arzt kam uns an der Thür mit den Worten entgegen:

„Seyn Sie nun ganz außer Sorgen. Ihre liebe Frau Gemahlin ist gerettet. Kommen Sie näher.“ Die Kranke hatte die Augen aufgeschlagen, und sah uns mit einem matten und ruhigen Lächeln an. Ich ergriff ihre Hand.

„Gottlob,“ — sagte sie leise, „daß Du hier bist, — ich bin recht matt.“

Der Prediger trat an das Krankenbette. — Thränen flossen über seine Wangen.

„Sey gelobt und gepriesen — Herrscher menschlicher Schicksale,“ hub er mit gen Himmel gehobenen Händen an, „daß du un-

„fer Gebet erhört und dieser Duldbenden neues  
 „Leben gegeben hast; gelobt, daß du dem  
 „rechtschaffnen Gatten die zärtliche Gattin da  
 „wieder schenkest, da er sie für verlohren an-  
 „sah. Erhöre ferner unser Gebet und unsre  
 „Wünsche für ihr Wohl.“ —

Jetzt erst dachte ich an meinen Sohn, der  
 ganz unbefangen neben mir gestanden hatte.  
 Ich nahm ihn auf meinen Arm, und fühlte  
 mich nun glücklich, da meiner Freundin Le-  
 ben außer Gefahr war.

Prediger und Arzt verließen uns, erste-  
 rer unter vielen Glückwünschen, und letzterer  
 mit Verhaltungsregeln für die Kranke.

Diese schien sich mit jedem Augenblick zu  
 bessern; sie fiel in einen tiefen Schlaf, aus  
 dem sie erst mitten in der Nacht erwachte.  
 Ich saß neben ihrem Lager, und schlummerte.  
 Gegen mir über saß die Wärterin, als mich  
 eine Stimme weckte, die meinen Namen rief.  
 Ich horchte; es war die Kranke, die mich  
 rief; ich nahm das Licht und leuchtete sie an;

mit freundlichem Lächeln sagte sie mir: „Un-  
 „gern wecke ich Dich; aber ich bin so durstig,  
 „— meine Zunge ist so trocken!“ Ich reichte  
 ihr zu trinken; sie bat mich, sie etwas aufzu-  
 richten, und nun mußte ich ihr meine Schick-  
 sale erzählen, die mich seit unsrer Trennung  
 getroffen hatten. Daß ihr Bruder und ich  
 so glücklich gerettet waren, machte ihr un-  
 glaubliche Freude. Gegen Morgen kam ihr  
 Mann mit dem Arzte, und nun erfuhr ich  
 erst ihre Krankheitsgeschichte.

So unter Zunehmen ihrer Gesundheit  
 verstrichen einige Wochen, in denen ich auf  
 nichts so sehnlich als auf Nachricht von mei-  
 nem Manne gewartet hatte. Auch diese Hoff-  
 nung wurde erfüllt. Ich bekam folgenden  
 Brief aus Schlesien.

Meine theure Auguste!

„Damit Du Dir nicht vor Lesung dieses  
 „ganzen Briefes unnöthigen Kummer machst,  
 „will ich Dir gleich anfangs schreiben, daß

„ich ohne Verwundung glücklich aus jener  
 „Mordnacht gerettet bin; und daß mir der  
 „Lieutenant von W. Deinen Brief von Hauts  
 „zen richtig abgeliefert hat. Wie sehr ich mei  
 „nem Schöpfer dankte, da ich von Dir Nach  
 „richt bekam, kannst Du leicht Dir denken!  
 „Wäre der Herr von W. mein Todfeind ge  
 „wesen, ich hätte ihm in dem Augenblicke als  
 „les vergeben.“

„Wie Du gerettet bist? weiß ich noch  
 „nicht. Genug, daß Du gerettet bist! Jetzt,  
 „da ich einige Stunden von meinen Geschäf  
 „ten erübrigt habe, würde ich unrecht han  
 „deln, wenn ich diese nicht dazu anwenden  
 „wollte, Dir zu schreiben, wie mir es in die  
 „ser fürchterlichen Nacht ging, und erstaunen  
 „wirst Du, zu hören: wie ich mein Leben  
 „noch als Heute davon trug.

„Ich verließ Dich in dem Zimmer; län  
 „ger mich bey Dir aufzuhalten war un  
 „möglich, da ich bey dem ersten Lermen bey  
 „dem Könige seyn mußte, der am Ende der

„langen Straße, die bey unsrem Quartier vor-  
 „beyging, in einem Bauerhause logierte. An-  
 „sänglich konnte ich meinen Weg verfolgen;  
 „ich jagte die Straße hinab, als ich noch meh-  
 „rere Adjutanten hinter mir hörte, und meh-  
 „reren begegnete, die ich an ihrem Rufen er-  
 „kannte. In der Verwirrung aber schlug ich die  
 „unrechte Nebengasse ein, in welcher ein Haus  
 „brannte. Hier sah ich einige Compagnien  
 „unsrer Truppen stehen, die von ihrem Be-  
 „fehlshaber ermuntert wurden, sich gut zu  
 „halten. Ich ritt zu ihnen um mich nach  
 „dem nächsten Wege zu des Königs Quartier zu  
 „erkundigen; als plötzlich ein ganzer Schwarm  
 „Kroaten über den Gartenzaun setzten, der an  
 „der einen Seite der Straße fortlief, und  
 „auf die eben abmarschirten Preußen feuers-  
 „ten. Ich war vor ihnen, da sie feuerten,  
 „und bey dem ersten Schuß stürzte mein Pferd  
 „unter mir zusammen. Durch einen Sprung  
 „von demselben rettete ich mich und lief un-  
 „fern Leuten nach; doch diese waren mir zu



„weit, als daß ich sie hätte einholen können.  
 „Eine kleine Nebengasse lag vor mir; ich fand  
 „sie leer, lief durch selbige, und ehe ich mich  
 „versah, war ich an unserm Lager, in wel-  
 „chem alles in Bewegung war. Vorn hielten  
 „einige Husaren.“

„Wo finde ich den König?“ frug ich.

„Hinter dem Dorfe,“ war die Ant-  
 wort. „Gehen Sie durch die Mühle, da  
 „hält der König.“

„Mit unglaublicher Eile lief ich nach dem  
 „bezeichneten Orte. Schießen, Feuer und Lärm  
 „nahm überhand. Ich traf den König an der  
 „Ecke des Dorfes, wie er eben mehrere Ad-  
 „jutanten wegschickte. Ich meldete mich, und  
 „zugleich, daß mein Pferd im Dorfe todtge-  
 „schossen sey.“

„Laß Er sich gleich ein anderes geben!“

„Ein Reitknecht, der zwey Pferde hatte, gab  
 „mir eins; ich bestieg es und näherte mich  
 „dem Könige, um Verhaltungsbefehle zu er-  
 „warten.“

„Weiß Er Bescheid hier?“

„Ja, Ew. Majestät.“

„So jage er ins Dorf, und sage er  
dem Bataillon Carl, es solle sich halten,  
ich würde gleich Succurs schicken.“

„Ich wandte mein Pferd, und kam eben  
ans Dorf, als ein Regiment in der besten  
Ordnung und geschlossen hineinmarchierte.  
Da dies Regiment in Zügen anrückte, hielt  
ich mich an den Häusern, um neben dem  
selben durchzukommen, obgleich mehrere Häu-  
ser schon im Feuer standen. Schon glaub-  
ten wir den Feind aus dem Dorfe vertrieben  
zu haben, indem wir keine Oesterreicher sa-  
hen; als auf einmal ein Hagel von Kartät-  
schen und Kanonenkugeln von einer feindli-  
chen Batterie dies brave Regiment traf. Die  
erstem Züge stürzten gleich zusammen — Ver-  
wirrung nahm überhand — mehrere sahen  
sich nach der Flucht um, als das Zureden  
der Officiere die Soldaten noch einmal zu  
einem neuen Angriff des Feindes bewog.

„Sie schlossen sich zusammen, waren aber  
 „kaum 100 Schritt auf ihrer neuen Heldenz  
 „bahn vorgerückt, als das Feuer der Feinde  
 „zu mörderisch wurde. Einige benachbarte  
 „Häuser brannten ganz hell; der Feind konn-  
 „ten jetzt das Regiment sehen, und nun wars  
 „vollends unmöglich, den gehabten Plan, dem  
 „Feinde die Schanze zu nehmen, auszufüh-  
 „ren. Das Gefühl der Menschlichkeit und  
 „der Selbsterhaltung siegte über Vaterlands-  
 „liebe, und setzte der Tapferkeit Grenzen. Das  
 „Regiment floh in Unordnung zurück. Ich  
 „hielt mein Leben für verlohren, merkte aber  
 „bald, daß das, was mir vorher ein Hinder-  
 „niß war, nun gerade ein Mittel meiner Er-  
 „haltung wurde. Ich mußte nehmlich an den  
 „Seiten der Häuser reiten, und dieses schütz-  
 „te mich, indem der Feind immer gerade in  
 „der breiten Straße herunter schoß, und so  
 „unsre Leute haufenweise zur Erde streckte.  
 „So kam ich glücklich zum Dorf hinaus, und  
 „sah, daß ich eben so unmöglich auf einer

„andern wieder in dasselbe würde kommen könn-  
 „nen. Ueberdem war es mir zu wahrschein-  
 „lich, daß kein Preuße mehr darin seyn könn-  
 „te; daher ritt ich zum Commandeur des Re-  
 „giments, der mich im Dorfe schon bemerkt  
 „hatte. Seine erste Frage war nach dem Kö-  
 „nige. Er stellte die Ueberbleibsel seines Re-  
 „giments auf einem Anger, und schickte einen  
 „seiner Adjutanten nach einem nahestehenden  
 „Regiment, um zu sehen, ob es zum Suc-  
 „curs ankommen könnte; alsdann wollte er  
 „den Angriff noch einmal wagen. Ich stellte  
 „ihm die Unmöglichkeit vor, auf dem geraden  
 „Wege ins Dorf, und auf den Angriffspunkt  
 „der feindlichen Batterien zu gelangen; er mögte  
 „lieber von außen um das Dorf zu kommen  
 „suchen, und den Feind im Rücken angrei-  
 „fen. Ich erbot mich, sein Regiment zu füh-  
 „ren, indem ich in der Gegend, wo wir uns  
 „jetzt befanden, ziemlich Bescheid wußte. Er  
 „schien meinen Vorschlag zu genehmigen; indem  
 „er aber noch überlegte, hörten wir nahe bep

„uns den Marsch eines Regiments. Es kam  
 „näher, und wir sahen, daß der Prinz Franz  
 „von Braunschweig es führte. Ich hielt ne-  
 „ben dem Commandeur des erstern Regiments,  
 „bey dem ich mich gleich erbot, Adjutanten-  
 „Dienste zu versehen, weil es doch unmöglich  
 „war, zum Könige zu kommen. Wir schloß-  
 „sen uns an das Regiment des Prinzen an,  
 „der sehr heiter war, die Züge seines Regl-  
 „ments, so weit es die Dunkelheit erlaubte,  
 „übersah, den Soldaten Muth einsprach, und  
 „so anrückte. Noch hatte das Regiment nichts  
 „verlohren; jetzt aber kam es in den Strich  
 „der feindlichen Batterien, und nun stürzten  
 „die Leute Rottenweise nieder. Doch der Prinz  
 „eilte, um aus dem Strich der Kugeln zu kom-  
 „men. Wie erschreckt ich aber, da ungefähr  
 „10 bis 15 Schritt von mir sein Pferd sich  
 „bäumte, und der Prinz rückwärts herabsank.  
 „Mehrere seiner Leute eilten zu seiner Hülfe,  
 „aber vergebens; er lag entseelt, mit dem De-  
 „gen in der Hand, vor uns. Sein Tod

„wirkte gewaltsam auf das Regiment, er nahm  
 „ihm den Muth und es ging in Unordnung  
 „zurück. Auch ich folgte, und wünschte nichts  
 „sehnlicher, als zum Könige kommen zu kön-  
 „nen. Ich ritt nach einer andern Seite, fand  
 „aber, daß es auch hier unmöglich war;  
 „denn überall herrschte die größte Verwirrung.  
 „Endlich sah ich eine Anzahl Zieithenscher Hu-  
 „saren, die den Feind suchten und ihn nicht  
 „finden konnten. Mit diesen ritt ich; wir ka-  
 „men an eine tiefer liegende Gegend, in wel-  
 „cher uns ein Husar entgegengejagt kam, und  
 „und uns zurief:

„„Rettet den König, er ist in Gefahr  
 „gefangen zu werden!“

„„Wo! Wo! Wo ist das?“ riefen sie  
 „alle, wie aus Einem Munde.

„Der Husar führte uns, wir flogen mehr  
 „um einen Berg, als daß wir um denselben  
 „ritten; und nun sahen wir das Gemekel.  
 „Ungefähr Ein oder Zwey Escadrons Husar-  
 „ren hatten den König in ihrer Mitte; aber  
 „ein

„ein ungleich größerer Haufe Oesterreichischer  
 „Cavallerie wollte diese Escadrons und mit  
 „ihnen den König selbst gefangen nehmen.  
 „Dies sehen, und dem Feinde in Rücken fal-  
 „len, war Eins bey uns. Dieser neue uner-  
 „wartete Angriff machte ihn stutzig, so daß  
 „er der Wuth dieser aufgebrachtten Husaren  
 „nicht widerstehen konnte. Wir vergaßen al-  
 „les, hieben uns durch bis zu den, den Kö-  
 „nig deckenden, Husaren. Der Monarch hatte  
 „nur einen Adjutanten, und einen Husaren-  
 „rittmeister von P. neben sich. Wir eilten  
 „nun nach dem andern Flügel, der jetzt in  
 „Ordnung und geschlossen dem Feinde entge-  
 „genrückte und ihn stutzig machte. Der König  
 „bemerkte mich.“

„ „Wo kommt Er her?“

„ „Von Hochkirchen Ew. Majestät.“

„ „Hat er meine Ordres überbracht?“

„ „Nicht alle. Es war unmöglich.“

„ „Wie siehts im Dorfe aus?“

„ „Traurig Ew. Maj. Die Regimenter

„sind geworfen. Des Prinzen Franz von  
 „Braunschweig Durchlaucht ist erschossen —  
 „ich habe ihn fallen sehn.“ —

„Es scheint heute viel contrair gehen  
 „zu wollen.“ — war die Antwort des Kd:  
 „nigs.“

„Ich sprach noch mehreres mit ihm, ehe  
 „wir an den Theil der Armee kamen, der  
 „sich zu unserm Schutz gestellt hatte.“

„Des andern Tages traten wir den Marsch  
 „nach Schlesien an; Neiße ist entsetzt, und  
 „wir sind, trotz des gelungenen Ueberfalls,  
 „dem Feinde noch eben so furchtbar, als wir es  
 „sonst waren. Der Feind hat im Grunde mehr  
 „Leute verlohren als wir, und hätten wir den  
 „Nachmittag schon die Zufuhr von Kriegsbe-  
 „dürfnissen gehabt, die wir des folgenden Ta-  
 „ges bekamen, so hätten wir die Kaiserlichen  
 „angegriffen, die in der größten Verwirrung  
 „herumschwärmten. — Doch, wir werden  
 „uns schon revangiren!“

„Ich bin von allen Begebenheiten Augen-



„Zeuge gewesen, und habe den König immer  
 „mehr bewundern müssen, je größer die Ge-  
 „fahr war, in welcher er mit seinem Heere  
 „schwebte. Dem Himmel danke ich, daß ich  
 „zum Dienst meines Königes meine Gesund-  
 „heit und Freyheit behielt.“

„Ihr werdet Euch meine Gefahren vor-  
 „stellen können, in welchen ich schwebte, be-  
 „sonders wirst Du es können, Auguste, da  
 „Du aus ähnlichen Gefahren schon gerettet  
 „wurdest. — Empfehle mich meiner guten  
 „Schwester.“ c.

So war mein Mann gerettet. Die Nach-  
 richt davon trug sehr viel dazu bey, meiner Freun-  
 din Gesundheit wieder herzustellen. Sie war  
 ganz munter, als mein Mann zu Ende des  
 Jahres uns besuchte, und unsre Freude da-  
 durch vermehrte, daß er uns von seiner An-  
 kunft nichts geschrieben, sondern ganz unver-  
 muthet kam. Er trat in unser Zimmer gra-  
 de da ich ihm schrieb. Einen Monat blieb

er bey uns, dann rief ihn der Monarch ins Feld. Er begleitete ihn in allen Gefahren, und ob gleich dieser Feldzug einer der unglücklichsten für Preußen war, so wurde mein Mann doch aus allen Gefahren gerettet. In der unglücklichen Schlacht bey Kunersdorf wurde ihm das Pferd erschossen, er geplündert, und eben wollte man ihn als Gefangnen wegführen, als mehrere weiße Husaren ihn aus den Händen der Kosacken erretteten, indem sie diese verjagten. Er war freylich um alles das Seinige gekommen; allein sein König ersetzte ihm diesen Verlust reichlich.

In diesem Jahre wurde ich Mutter einer Tochter; nie werde ich den Augenblick vergessen, da mein Mann zu Ende des Jahres 1759 zu uns kam, und sich nun als Vater von zwey gesunden Kindern erblickte. „Gott erhalte uns Eltern für euch Kinder!“ war sein einziger Wunsch, an dessen Erfüllung ich gar nicht zweifelte, da mein Mann schon aus so vielen Gefahren gerettet war.

Mein Schwager hatte Geschäfte mit einem großen Handlungshause zu G. in Sachsen. Lange vor Ausbruch des Krieges hatte er ein ansehnlich Kapital an dieses Haus geliehen, und da es in dem besten Rufe stand, er auch seine Zinsen regelmäßig bekommen hatte, so war er nicht im mindesten besorgt. Jetzt bekam er von einem Freunde ein Schreiben, mit der Warnung, sein Kapital nicht länger in G. zu lassen, weil L., so hieß dieser Kaufmann, banquerut machen würde. — Mein Schwager erschrak bey dieser Nachricht, und da er glaubte, durch seine Gegenwart in G. sich am besten von der Wahrheit dieses Geredes zu überzeugen, und wenns ja wahr wäre, die besten Mittel gegen diesen Verlust aufzufinden; so entschloß er sich dahin zu reisen. Es war mitten im Sommer 1760, das Wetter außerordentlich schön, und da mein Mann eben in Sachsen bey des Königs Armee war, so glaubte ich für die Reise dahin schon dadurch hinlänglich belohnt zu seyn,

wenn ich meinem Manne näher käme, und ihn unvermuthet überraschen könnte. Mein Schwager schrieb ihm, daß er nach G. reisen müßte; er würde es suchen möglich zu machen ihn zu sprechen.

Meines Mannes Antwort blieb nicht lange aus; er sah mit Verlangen dem Augenblick entgegen, in welchem er ihn sprechen könnte. Wir ließen unsre Kinder unter guter Aufsicht zurück, und unternahmen die Reise. Bey unsrer Ankunft in Sachsen erfuhren wir, daß des Königs Armee ihre bisherige Stellung verlassen habe, um sich durch eine plötzliche Belagerung der Stadt Dresden zu bemächtigen. Wir reisten derselben nach, und erkundigten uns ohnweit dieser Stadt in einem Dorfe, in welchem das Hauptquartier war, nach meines Mannes Wohnung, die wir auch bald, ihn selbst aber abwesend fanden. Der Wirth sagte uns, daß mein Mann vor einer Stunde in die Werke geritten sey, welche die Preußen in der Eile um Dresden angelegt

hatten. Ihn hier zu erwarten, schien uns zu lange; wir gingen nach der uns bezeichneten Gegend, um ihm bey seiner Rückkunft zu begegnen. Ein Artillerie-Officier, den mein Schwager von Berlin aus sehr gut kannte, kam uns hier entgegen. Auf unsre Frage nach meinem Mann, zeigte er uns in der Ferne die Schanze, in der er sich befände, und fügte hinzu:

„Gehen Sie nur hier im Thale herunter, er muß Ihnen bald begegnen; seine Geschäfte sind gewiß schon geendigt. Er hat bloß vom Könige eine Ordre an den Officier der dortigen Batterie bringen müssen.“

Mit diesen Worten verließ er uns. Wir setzten uns unter eine Linde, und da wir einige Erfrischungen mitgenommen hatten, so entschlossen wir uns, selbige im Schatten dieses Baumes zu verzehren und zugleich meinen Mann zu erwarten.

Einige Minuten mogten wir hier gesessen haben, als ein Kettknecht mit einem Pferde

uns näher kam, welches ich sogleich für das meines Mannes erkannte. Eine bange Ahnung ergriff mich — ich sahe genauer hin, und wünschte mich zu irren; aber die Decke desselben, die ich selbst gestickt hatte, war mir zu kenntlich. Wir riefen den Menschen an, und auf unsre Frage: wessen Pferd dies sey? antwortete er, daß er es nicht wisse; sein Herr habe ihm befohlen, es ins Dorf zu führen.

Mein Schwager beruhigte mich, indem er mir vorstellte, daß mein Mann vielleicht selbst das Pferd aus vielen Ursachen zurück geschickt habe, indem es scheu seyn, und er seine Aufträge besser zu Fuß ausrichten könne. Ich beruhigte mich, und sah jeden Augenblick den Weg hinab, den er kommen mußte. Endlich kam ein Wagen ganz langsam des Weges. Ich ging ihm entgegen, um den Fuhrmann zu fragen, ob er nicht einen Officier hinter sich bemerkt habe, oder ob vielleicht ein anderer Wag nach dem Dorfe

führe, den man hier nicht sehen könne? Aber — Barmherziger Gott! wie wurde mir, da ich einen Officier in der Uniform der Königl. Suite auf dem Wagen liegen sah. Neben ihm saßen zwey Soldaten. Der Schrecken lähmte mich beynabe; doch trat ich dem Wagen näher, und sahe auf demselben die Leiche meines Mannes. Aufschreyen und umsinken war Eins. Der Wagen hielt; beyde Soldaten stiegen ab, und halfen mir auf, in: daß mein Schwager und seine Frau mir zu Hülfe kamen.

Da ich meine Besinnungskraft wieder erhielt, befand ich mich in einem Bauerhause neben dem Leichnam meines Mannes, der auf der Erde lag. Mein Schwager stand in Vertäubung, und hörte die Erzählung der beyden Soldaten an. Er habe, sagten sie, alle seine Aufträge ausgerichtet, bis auf einen, den er dem Officier der Batterie allein hätte sagen müssen. Er sey deswegen mit diesem etwa zwanzig Schritte auf die Seite gegangen,

und hätte kaum einige Minuten mit ihm gesprochen, als eine Kugel dem Artillerie-Oberoffizier den Arm, ihm aber das Leben genommen habe.

Es war für mich ein schrecklicher Anblick. Die Kugel hatte meines Mannes ganze Brust zerschmettert; — er lag da, ganz mit Blut überflossen. Ohne Empfindung und ohne Bewußtseyn stand ich neben der Leiche; der Schmerz ergriff mich zu stark, ich sank aus einer Ohnmacht in die andre. Mein Schwager hatte noch Gegenwart des Geistes. Er ließ anspannen, brachte seine Frau und mich ohne Bewußtseyn in den Wagen, und so kamen wir nach G., wo ein neues Unglück unserer wartete. Mein Schwager war ausgegangen, sich nach der Lage seines Vermögens zu erkundigen, indeß wir in Angst und Unruhe da saßen. Bey seiner Zurückkunft lasen wir deutlich aus seinen Augen, daß die Warnung seines Freundes nicht ungegründet war.

„Kinder,“ — sagte er — „ein Unglück



„Jagt das andere. Sie haben Ihren Mann  
 „verlohren, und ich mein Vermögen. Sie  
 „sind Wittwe, und ich bin Bettler. Gott er-  
 „barme sich unser.“ Dies war alles, was  
 er sagen konnte; aber genug, um uns alle in  
 tiefe Traurigkeit zu stürzen. Er klagte über  
 seinen Verlust — seine Frau weinte eben so-  
 wohl über denselben, als über ihren Bruder,  
 und ich bejammerte nichts so sehr, als daß  
 mich nicht meines Mannes Schicksal mitge-  
 troffen hatte.

Doch ich eile über diese Szenen weg!

Mit welcher Empfindung ich bey meiner  
 Rückkunft in Berlin meine beyden Kinder an-  
 sah, und mit welcher, alles für sie fürchtenden  
 Vorstellung ich sie an mein Herz drückte, läßt  
 sich nur denken, nicht beschreiben. Mein  
 Sohn kam mir mit seiner gewöhnlichen kind-  
 lichen Freude entgegen, zeigte mir einige ihm  
 geschenkte Spielsachen, und verlangte von mir,  
 daß ich mich freuen sollte, und mir wars un-  
 möglich nur einen Gedanken der Freude zu

haben. Die Leiche meines Mannes lag mir noch immer vor den Augen; immer sah ich noch den Wagen, immer noch das Blut, das an seiner Kleidung herabströmte; immer noch seine entschlossene Miene, die ihn im Tode nicht verlassen hatte. Ich nahm meine Tochter auf den Schoos, und blickte die beyden Waisen mit thränenvollen Augen an, als mein Schwager ins Zimmer trat.

„Hier bringe ich Ihnen das, was ich Ihrem entschlafenen braven Mann nicht mit ins Grab geben konnte; unterweges waren Sie zu sehr außer Fassung; daher habe ichs bis jetzt behalten.“ Mit diesen Worten übergab er mir seinen Orden, Ring, Uhr, Börse und Brieftasche. „Sein Begräbniß ist anständig besorgt, so bald seine übrigen Sachen verkauft sind, werden Sie über alles noch hinlänglichere Auskunst erhalten.“

Der Anblick dieser Sachen griff mich zu sehr an, jedes einzelne erinnerte mich an Szenen der Vergangenheit, in welcher ich oft glücklich war.

Mein Schwager suchte mich zu trösten; seine gute Frau vereinigete ihre Bemühung mit der seinigen, aber vergebens. Die Kräfte des Körpers erlagen im ungleichen Streite mit den Leiden, die zu sehr auf mich stürzten. Eine beynahe zweymonatliche Krankheit war die Folge meines Grams, der alle meine Säfte verzehrte und schrecklich an meiner Gesundheit nagte. Mehrere mahle war ich dem Tode nahe; mehrere Wochen lag ich ohne Empfindung. Was mein Uebel in der Folge noch vermehrte, war der Anblick und die Vorstellung der traurigen Lage meines Schwagers. Der größte Theil seines Vermögens war durch den unglücklichen Banquerut verlohren; und, als obs noch nicht genug war, daß Ein Leiden ihn traf, so mußte noch ein ansehnliches Gut, welches er in der Zeit seines Wohlstandes auf einem benachbarten Dorfe angekauft hatte, und das er jetzt als seine einzige Zuflucht ansah, ein Raub der Flammen werden.



Diesen letzten Umstand erzählte er mir, da meine Krankheit gehoben war, und nun hatte ich nichts als eine traurige Zukunft vor mir. Mein Schwager, auf dessen Unterstützung ich, ehe ihn alle das Unglück traf, mit Recht rechnen konnte, war arm: — seine Frau war, wie ich, fremd in dieser Gegend; ich hatte wenig aus meines Mannes Verlassenschaft gerettet; den Orden hatte ich dem Könige zurückgeschickt; allein das dafür mir bewilligte Geschenk war zu klein, als daß es meine Lage hätte verbessern können; wovon sollte ich nun meine Kinder und mich erhalten? Ueberdem war mir durch die anhaltende Krankheit jede Kraft geraubt, viel und anhaltend zu arbeiten, was ich bey fortdauernder Gesundheit gern gethan hätte.

Meines Schwagers Lage war eben so schrecklich. Er hatte bis jetzt noch kein Unglück erfahren; um desto schmerzhafter war ihm der Schlag des Schicksals, den er jetzt erlebt hatte. Von Jugend auf an Reichthum

und Ueberfluß gewöhnt, fehlten ihm die so nothwendigen Eigenschaften eines Unglücklichen: Geduld, Aufmerksamkeit auf neue Hülfquellen, und Hoffnung auf bessere Zeiten. Er zog sich sein Leiden zu sehr zu Gemüthe, und da sein Körper nicht dadurch litt, so fiel die ganze Wirkung seiner Unglücksfälle auf seinen Geist. Er wurde immer stiller; nichts rührte ihn; er suchte Einsamkeit und floh jede Gesellschaft, in der er vielleicht Aufheiterung würde gefunden haben. Mehrere Stunden des Tages brachte er auf den einsamsten Spaziergängen zu, und so sehr wir ihn baten, nicht allein zu gehen, so wenig war er dazu zu bewegen, in unsrer Gesellschaft sich zu zerstreuen. Man fand ihn eines Tages in der Spree; ob es Zufall oder Selbstmord war, der ihn dahin führte, wage ich nicht zu entscheiden.

Er führte mit seinen Gläubigern einen Prozeß, und hatte noch immer eine dunkle Hoffnung, für Frau und Kind etwas aus den Trümmern seines Vermögens zu retten. Nach

seinem Tode fanden wir das Urtheil, vermöge dessen alles, was er hatte, zur Befriedigung seiner Gläubiger angewandt werden sollte. Seine Frau konnte auf nichts Anspruch machen, da sie kein Vermögen gehabt, und also nichts Eingebrochenes retten konnte.

Was war nun anzufangen? diese Frage legten wir uns selbst tausendmal vor, fanden aber nirgends hinlängliche Beantwortung. Doch Noth und Elend lehrt auf Hülfsmittel merken, die man sonst vielleicht nicht achtet, oder nicht einmal kennt. Wir mietheten ein kleines Zimmer in einer entlegenen Straße; eine Magd meines Schwagers, die ihn als Kind schon gewartet hatte, folgte uns, und wir verfertigten allerley weibliche Arbeiten, deren Verkauf uns wenigstens vor dem Hunger schützte. Dies war aber auch alles, was wir erwarben.

In dieser Lage schrieben wir an unsern Freund und Wohlthäter, den Präsidenten, der in der Gegend von Longwy ein eigenes Gut

bewohnte; wir schilderten ihm unsre Noth in den beweglichsten Ausdrücken, und in der Erwartung, uns in unsrer Hoffnung auf seine Hülfe nicht zu täuschen, fühlten wir uns ruhiger; zumahl da wir jetzt schon anfangen, unsre Lage erträglicher zu finden als sonst. Doch da wir nach Verlauf eines halben Jahres keine Antwort bekamen, verlorh sich allmählich die Ruhe wieder, die wir bis jetzt schon genossen hatten. Der Unglückliche ist gewohnt, alles was ihn trifft, von der schlimmen Seite anzusehen, daher dachten wir nicht anders, als daß der Präsident entweder todt sey, oder daß er unsern Brief nicht habe beantwortet wollen. Es fiel uns gar nicht ein, daß vielleicht hundert Zufälle den Brief nicht bis Longwy hätten kommen lassen — daß vielleicht der Krieg daran Schuld wäre, oder daß er auf eine andre Art abhanden gekommen sey. Um diese Zeit erfuhr ich noch einen harten Schlag des Schicksals. Unsre Kinder bekamen die Blattern, meine Tochter wurde mir

dadurch entrißen, so wie der Sohn meiner Freundin. Schmerzhaft war der Schlag für uns; besonders für meine Schwägerin, die eine lange Zeit bedurfte, ehe der Schleier der Ruhe über ihr Herz geworfen wurde.

So hatten wir einige Jahre in Armuth gelebt, die uns oft so hart traf, daß es an den nöthigsten Bedürfnissen fehlte; als sich ein Fremder bey uns melden ließ. Da wir beynahе als Einsiedler gelebt hatten, war uns diese Erscheinung desto auffallender. Wir staunten und sahen uns einander an, indem wir nicht wußten, was wir dem abgeschickten Bedienten antworten sollten. Doch nahmen wir den Besuch an, und richteten unsre ärmliche Wohnung so ein, daß wir ohne zu erröthen einen Fremden aufnehmen konnten. Indem wir noch so überlegten, wer der Fremde seyn möchte? und indem wir bald auf diesen, bald auf jenen riethen, kam ein junger Mann, dessen Aeußeres vielen Wohlstand, und dessen Betragen ungemelne Artigkeit und Lebensart



verrieth. Er nannte uns seinen Namen; aber wie erschraken wir, da er den Namen dessen führte, der durch seinen Bankerut in G. so viel Elend über meine Freunde gebracht hatte. Er sah dies.

„Rechnen Sie es mir nicht zu,“ sagte er, „daß mein Name Ihnen eine unangenehme und traurige Rückerinnerung verursacht. Sie werden es mir gewiß verzeihen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich bloß in der Absicht gekommen bin, das Elend, welches mein unglücklicher Vater über Sie verbreitete, wieder gut zu machen. Ich sehe, daß Sie in Armuth leben, die Ihnen um desto härter seyn muß, da Sie eine solche Lage nicht gewohnt waren. Unendlich sollte es mich dauern, wenn das Unglück meines Vaters der einzige Grund Ihrer Traurigkeit gewesen seyn sollte.“

Ich antwortete ihm, daß wenn auch dies nicht der einzige Grund gewesen wäre, es doch immer die Hauptursache von meines



Schwagers Tieffinn und seinem traurigen Ende gewesen sey.

„So verzeihen Sie es wenigstens meinem Vater, und fluchen Sie ihm nicht länger als dem Beförderer Ihres Unglücks. Er ist todt — auch er hat ein trauriges Ende genommen. Ich bin jetzt im Stande, seine Schuld abzutragen; sagen Sie mir, wie hoch beläuft sich die Summe, die mein verstorbner Vater Ihnen schuldig ist.“

„Das weiß ich wirklich nicht genau,“ — war meiner Schwägerin Antwort, — „wollen Sie gefälligst meines Mannes Papiere durchsehen, so werden Sie hinlängliche Auskunft darüber finden.“

„Geben Sie mir doch diese Papiere, wenn ich bitten darf.“

Wir gaben sie ihm, er durchlief sie und fand endlich die eigenhändige Schrift seines Vaters, vermöge welcher sich derselbe zum Schuldner von acht tausend Thalern bekannte.



„Es ist viel,“ — sagte er; „aber Sie sollen darunter nicht leiden. Kapital und Zinsen sollen Ihnen unverlohren seyn. — Doch, jetzt muß ich Sie verlassen; aber auf heute Abend biete ich mich selbst zu Ihrem Gaste an.“ — Er ging.

Wir waren in der größten Verlegenheit, und so sehr durch unsre bisherige Lage ängstlich geworden, daß wir schon geneigt waren, diesen jungen Mann für einen Leichtsinrigen zu halten, der nur darauf ausginge, unsrer zu spotten. Der Grund dieses Argwohns lag wahrhaftig nicht in unsern Herzen, er lag bloß in der Erinnerung an unsre erlittenen Schicksale, die uns mißtrauisch machten. Doch wie sehr änderten wir schon unsre Meinung, da in einer halben Stunde mehrere Aufwärter aus einem benachbarten sehr berühmten Speisehause das beste Abendessen und Wein brachten, indem sie dabey sagten, daß dies auf Befehl eines in ihrem Hause logirenden Fremden geschähe, der auch sogleich erschei-

nen würde. Wir waren nun freylich der Sorge für ein anständiges Abendessen dadurch überhoben; von der andern Seite aber geriethen wir in Verlegenheit. Der Fremde erschien. Wir wollten uns entschuldigen, daß wir das Ueberhandte angenommen; doch mit einer unbeschreiblichen herzlichen Offenheit, die so ganz den ehrlichen Mann charakterisirte, nahm er uns bey der Hand.

„Kinder“ — sagte er, — macht keine „Umstände. Ich thue es um meinetwillen, was „ich thue; ich habe heute nach einer Reihe „unglücklicher Tage einen glücklichen Abend, „— ich bitte euch, helft mir diesen Abend „feiern. Seyd nur nicht verlegen; ich weiß „wie einem Menschen zu Muth ist, der in „Armuth lebt, die er nicht gewohnt ist, denn „auch dies habe ich erfahren. Gott hat mich „gesegnet, da er mir Reichthum gab; aber „noch mehr dadurch, daß er mich zum Werk- „zeuge machte, meines armen Vaters Ehre „noch im Grabe zu retten. — Liebe Frau“ —

sagte er zu meiner Schwägerin — „machen Sie „Anstalt zum Essen.“

Indem dies geschah, kam mein Sohn ins Zimmer gesprungen, und sah sich betreten und schüchtern um, weil er nicht wußte, was er aus dem Fremden, und aus dem prächtig besetzten Tische machen sollte.

„Wem gehört dieser Kleine?“

„Es ist mein Sohn,“ sagte ich. Nun unterhielt er sich mit ihm, bis wir uns zu Tische setzten, und seine Freude über die nativen und drolligen Antworten meines Sohnes war sichtbar.

Ueber Tische sprach er von lauter gleichgültigen Sachen, ohne unsre Lage und die Absicht seines Besuchs weiter zum Gegenstande des Gesprächs zu machen. Ich erzählte ihm meine Geschichte, und da wir uns lange bey Tische aufhielten, nahm er nachher sogleich Hut und Stock und empfahl sich mit dem Versprechen, uns morgen wieder zu besuchen.

In seiner Abwesenheit sprachen wir nun von ihm, und von der wahrscheinlichen Veränderung unsers Schicksals. Mein Sohn ging um den Tisch herum und hielt sich durch die Ueberbleibsel dafür schadlos, daß er aus Blödigkeit weniger gegessen hatte, wie er sonst gethan haben würde. Auf einmal kam er auf uns zu.

„Mutter hier ist ein Brief von dem Herrn, er lag im Fenster; der fremde Herr hat ihn dahin gelegt, wo er seinen Hut wegnahm.“

Wir besahen das Papier; aber wer schließt unser freudiges Erschrecken, da wir einen sogleich zahlbaren Wechsel von 9000 Rthlr. auf ein hiesiges berühmtes Handelshaus fanden. Er war in einen Bogen Papier eingeschlagen, in welchem die Worte standen:

„Achttausend Thaler Kapital, und der Ueberrest für Zinsen und Entschädigung bietet anzunehmen, der Sohn Ihres Schuldners.“

Thränen der Freude, die wir lange nicht

geweint hatten, flossen jetzt wieder über unsre Wangen. Die Hoffnung, die uns wieder eine reizende Zukunft mahlte, beschäftigte uns mit ihren angenehmen Bildern so sehr, daß in der folgenden Nacht kein Schlaf in unsre Äugen kam. Des Morgens ging meine Schwägerin nach dem im Wechsel angewiesenen Handlungshause, und man äußerte nicht das geringste Bedenken, ihr das Geld zu zahlen, was sie verlangte.

So waren wir unsrer größten Sorgen überhoben, und fühlten uns glücklich; nur schmerzhaft war es uns, daß unser Wohlthäter nicht Wort gehalten hatte, uns zu besuchen. Wir schickten nach seiner Wohnung; aber er war schon abgereist. Jede Erkundigung nach ihm war vergebens; glücklich waren wir, jedoch nicht vollkommen, weil uns die Gelegenheit fehlte, unserm Wohlthäter danken zu können.

Ich übergehe es in meiner Erzählung, daß wir uns nun bequemer einrichteten, und

uns Vergnügungen machten, indem die Zinsen des Kapitals, welches meine Schwägerin dem Handelshause lies, uns in den Stand setzten, bey unsern Arbeiten unser Glück mehr zu benutzen.

Die Begebenheiten, die wir erlebt hatten, der freundige Wechsel unserer Schicksale, der Edelmuth unseres Wohlthäters, und — man verzeihe mir dies Lob — unsre bisherige tadellose Aufführung wurden bekannt. Man sprach davon, und da nach dem Frieden die Officiere, die meinen Mann von der besten Seite hatten kennen lernen, ihn nach seinem Tode noch schätzten, und überall mit Wärme, und Achtung von ihm sprachen, so wurde mancher auf uns aufmerksam, dem wir vorher ganz gleichgültig gewesen waren. Besonders war dies der Fall bey dem Grafen von D., der in Berlin als Gesandter des Königs von Frankreich wohnte. Seine Gemahlin hatte unsre Geschichte gehört; mehrere Officiere, besonders aber der jetzige General von G., der



auch Flügel-Adjutant gewesen war, lobten meinen Mann noch im Grabe eben sowohl in Rücksicht seiner militärischen Kenntnisse als seiner Rechtschaffenheit und Redlichkeit. Da er zugleich unser Vaterland nannte, so machte dies die Gräfin auf uns aufmerksam. Sie ließ sich bey uns melden; wir nahmen sie mit Achtung auf, und ich mußte ihr meine Geschichte erzählen.

„Mein Gott,“ — rief sie mit starrer Bewunderung aus — „Sie sind die Auguste Werner, von der mein Onkel mir so viel erzählte? Muß ich hier in Berlin noch so glücklich seyn, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

„Ihr Onkel, gnädige Gräfin?“ frug ich.

„Ja, ja mein Onkel, der Präsident, dessen Sie in Ihrer Erzählung Erwähnung thaten. Ich kenne ihn wie mich selbst. Er ist der vortrefflichste Mann; mich hat seine würdige Frau erzogen, in seinem Hause lernte ich meinen jetzigen Mann kennen, als

„les was ich bin und was ich genieße, habe  
 „ich ihm zu verdanken. Warum haben Sie  
 „sich nicht an ihn gewendet? warum ihm Ihre  
 „traurige Lage nicht geschrieben? Er hätte Sie  
 „unterstützt wie ein Vater.“

Wir erstaunten. „Ich habe ihm vor ei-  
 „nigen Jahren geschrieben,“ sagte ich, „aber  
 „er hat mir nicht geantwortet.“

„Ich versichere auf Ehre,“ — fiel sie mir  
 in die Rede — „er hat nie ein Schreiben  
 „dieses Inhalts von Ihnen erhalten. Ich  
 „bin erst zwey Jahre von ihm, daher kann  
 „ich mit Gewißheit versichern, daß er nie  
 „eine Sylbe von Ihrem Unglück gewußt hat.  
 „Tausendmal hat er von Ihnen erzählt; tau-  
 „sendmahl hat er uns mit der traurigen Ge-  
 „schichte Ihrer leidenden Familie unterhalten;  
 „und — verzeihen Sie mir — er hat Sie  
 „für undankbar gehalten, indem Sie seit An-  
 „fang des vergangenen Krieges auch nicht Ein  
 „Wort von sich hören ließen.“

Dieser Vorwurf schmerzte mich. „Wie

„wäre es möglich,“ — sagte ich — „ruhig  
 „zu bleiben, wenn der erste und größte Wohl-  
 „thäter Jahre lang eine schlechte Meinung  
 „von mir gehabt hat? Dieser Gedanke ver-  
 „bittert mir mein ganzes Glück. Könnte ich  
 „ihm doch eine andre Meynung von mir bey-  
 „bringen!“

„Das können Sie sehr leicht,“ — war  
 die Antwort der Gräfin, — „schreiben Sie,  
 „mein Mann, der in Correspondenz mit ihm  
 „steht, besorgt Ihren Brief gleich.“

Mit Freuden nahm ich den Vorschlag  
 an, und konnte kaum die Zeit erwarten, in  
 welcher ich allein seyn würde. Kaum hatte  
 uns die Gräfin verlassen, so eilte ich auf mein  
 Zimmer, machte meinem gepreßten Herzen  
 durch einen Strom von Thränen Luft, und  
 schrieb ihm alle meine Schicksale. Ein schwe-  
 res Geschäft für mich! Mehrere mahle muß-  
 te ich aufhören, um mich zu sammeln, denn der  
 Eindruck, den die Erzählung meiner Leiden  
 machte, war zu groß, als daß ihn mein Herz

hätte ertragen können, ohne sich auszuruhen.

Ich ging selbst zu dem Grafen und bat ihn um baldige Besorgung meines Schreibens. Er erzeigte mir viele Artigkeit, und nahm den lebhaftesten Antheil an unsern veränderten Glücksumständen.

Einige Wochen nachher waren wir wie gewöhnlich mit dem Plan unserer künftigen Einrichtung beschäftigt, als uns ein Brief gebracht wurde. Da die Aufschrift französisch war, glaubten wir schon Antwort von Longwy zu erhalten; aber wie groß war unser Erstaunen, da wir die Unterschrift und in ihr den Namen des edeln jungen Mannes lasen, der seines Vaters Unrecht so edelmüthig an uns gut gemacht hatte. Staunten wir über den Namen, so war der Inhalt des Schreibens noch mehr im Stande, uns außer uns selbst zu versetzen. Er schrieb meiner Schwägerin:

„Theuerste, verehrungswürdigste Frau.

„Nicht Eigensinn war der Grund, daß ich  
 „mein Wort, Sie des folgenden Tages nach  
 „meiner glücklichen und für mich so ehren-  
 „vollen Bekanntschaft zu besuchen, nicht ge-  
 „halten habe. Ein ganz anderer Grund war  
 „es, der meine Abreise so dringend, so nö-  
 „thig machte. Meine häusliche Einrichtung  
 „erforderte meine Gegenwart; jetzt habe ich  
 „alle meine Geschäfte in dieser Rücksicht  
 „vollendet; und nun wage ich eine Bitte.  
 „Schon den Tag, da ich Ihre Bekanntschaft  
 „machte, regte sich der Wunsch in meinem  
 „Herzen, Sie einst mein nennen zu könn-  
 „nen; doch ich suchte diesen Wunsch noch  
 „zu unterdrücken, weil meine damalige Lage  
 „die Erfüllung desselben noch zu weit hin-  
 „aussetzte. Jetzt kann ich frey handeln, denn  
 „ich bin hier als der wohlhabendste Mann  
 „wohnhaft. Darf ich jetzt das als Bitte  
 „an Sie thun, was mein Herz damals als  
 „Wunsch dächte? Beantworten Sie mir die-  
 „se Frage aufrichtig, so wie Ihr eignes

„Herz Ihnen rath. Ich weiß recht gut, daß  
 „Vermögen und Reichthum es nicht seyn  
 „wird, was Sie zu diesem wichtigen Schritt  
 „bestimmt; aber so viel kann ich, ohne  
 „Ihre Delikatesse zu beleidigen, versichern,  
 „daß Sie außer der wahren und ungeheu-  
 „selten Achtung und Liebe eines ehrlichen  
 „Mannes noch die schönste Aussicht in ein  
 „sorgenfreyes Leben genießen werden.“

Dieser Brief war aus G., einer Stadt  
 an der preussischen Grenze datirt, in welcher  
 L., dieser edle junge Mann, wohnte.

„Viel Glück,“ — sagte ich — „der Him-  
 „mel ersetze Dir Deinen Verlust.“

„O wie Du auch gleich seyn kannst! Ich  
 „weiß ja noch gar nicht was ich denken, ge-  
 „schweige was ich thun soll, und Du wün-  
 „schest schon Glück!“

„Was Du denken sollst? Der Vorsehung  
 „Wege erkennen, die Dir für so manches Lei-  
 „den jetzt hinlänglichen Ersatz anbietet. Was  
 „Du thun sollst? Folgen, wo Dir ein glän-  
 „stiges Glück die Hand bietet.“

„Ach

„Ach Du meynst das wohl; aber sieh,  
 „jetzt bin ich ja nicht unglücklich; ich habe  
 „ja mein Auskommen und lebe ruhig; wer  
 „weiß, welche Gefahren mir in dem Stande  
 „wieder drohen können?“

„Können sie Dir nicht in Deiner jetzigen  
 „glücklichen Lage auch drohen? Und wenn dies  
 „auch nicht wäre, wenn Du auch wirklich  
 „jetzt ganz glücklich bist, ist's nicht Pflicht für  
 „Dich, noch glücklicher zu werden, wenn Du  
 „kannst?“

Unter diesen Gesprächen kam die Gräfin.  
 Sie merkte unsre Verlegenheit oder schien viel-  
 mehr alles schon zu wissen. Wir zeigten den  
 Brief, sie las ihn und war ganz meiner Mei-  
 nung.

„Meine liebe Frau Landsmännin,“ sagte  
 sie, „besinnen Sie sich ja nicht lange. Ich  
 „kenne den jungen Mann nicht, aber in sei-  
 „nem ganzen Betragen herrscht so viel Edel-  
 „muth, und sein Brief zeigt von einer herz-  
 „lichen Ehrlichkeit, daß Sie sich an Ihrem

„eigenen Glück verläsigen würden, wenn  
„Sie seine Hand ausschlagen.“

„Aber was soll ich ihm denn schreiben?“

„Kommen Sie, ich diktiere Ihnen den  
„Brief, wenn Sie mit der Sprache nicht her-  
„auswollen; aber Ihr Wort, Sie müssen ihn  
„fortschicken. Wollen Sie eben so herzlich  
„wie der künftige Herr Gemahl schreiben, oder  
„wollen Sie sehen lassen, daß Sie Lektüre  
„haben?“

Jetzt kam der Bediente der Gräfin, und  
sagte ihr einige Worte allein.

„Sehr wohl,“ sagte sie, „es soll alles  
„nach der Abrede eingerichtet werden.“ — Sie  
wandte sich zu uns. — „Es ist mir unange-  
„nehm, daß ein verdrießliches Geschäft mich  
„abrufft. Schenken Sie uns doch auf heute  
„das Vergnügen Ihrer Gesellschaft. Mein  
„Mann möchte Aufheiterung nöthig haben,  
„und da, dächte ich, ließen Sie mir keine  
„Fehlbitte thun, wenn ich Sie ersuche, einen  
„Theil unsrer Betrübniß mit zu tragen.“



Sie sagte dies mit einer Traurigkeit, die uns wirklich besürzt machte; wir vergaßen das Schreiben und fuhren mit ihr nach ihrer Wohnung.

Der Gesandte kam uns mit eben der traurigen Miene entgegen.

„Ich habe Sie ersuchen lassen, uns diesen Abend Ihre Gegenwart zu schenken. Verzeihen Sie es nur — Sie müssen Zeugen eines Auftritts seyn, der Sie gewiß sehr interessiren wird.“

Wir frugen nach diesem Vorfall.

„Ein junger Mann,“ antwortete er, „der hier — doch was soll ich Sie jetzt schon durch Erzählung des Falles traurig machen, von dem Sie sich nachher durch den Augenschein überzeugen können. Lassen Sie uns essen.“ Wir setzten uns. „A propos,“ fing er an, „meine Frau hat mir erzählt, daß Sie Braut sind, ich darf doch Glück wünschen?“

Meine Schwägerin gerieth in Verlegenheit. „Ich weiß noch gar nicht, ob ich Ih-

„ren Glückwunsch schon auf mich beziehen  
„darf? ich bin noch ganz unentschlossen, was  
„ich thun soll.“

„Wird sich schon ausweisen,“ sagte er,  
„ich dachte Sie nähmen meinen Glückwunsch  
„an. Nicht so?“

Meiner Schwägerin Verlegenheit stieg  
höher. „Nun,“ sagte sie, „so will ich den  
„Glückwunsch auf Hoffnung annehmen, und  
„da ich gewiß weiß, daß er aus Ihrem gu-  
„ten Herzen kommt, so nehmen Sie meinen  
„wärmsten Dank dafür.“

„Und ich danke Ihnen aus meinem treue-  
„sten und redlichen Herzen!“ sagte jemand  
hinter uns, ergriff meiner Schwägerin Hand  
und küßte sie, indem er auf die bescheidenste  
Art wegen seiner Ueberraschung um Verge-  
bung bat.

„Das haben Sie gar nicht nöthig, lieber  
„L.“ fing die Gräfin an, „denn Ich habe  
„die Ueberraschung veranstaltet.“

Wer mahlt meiner Schwägerin Belegen-

heit, da sie den jungen edel denkenden Mann und Ketter unsrer Zufriedenheit sahe!

„Sehen Sie — liebe du Port,“ fuhr die Gräfin fort — „das ist der verdrießliche Handel, von dem ich Ihnen heute sagte. Der junge Mann findet die junge Wittve liebenswürdig, will sie heyrathen, und sie macht die Spröde? was soll Er nun machen?“

Die Munterkeit der Gräfin riß meine Schwägerin noch vollends aus der Verlegenheit, aus der sie sich schon wieder zu sammeln anfing. Der Abend wurde unter Scherzen beschlossen, und L. verließ und als Bräutigam meiner Freundin.

Ich bin es meinen Lesern schuldig, aus einander zu setzen, wie dieser junge Mann unser Ketter wurde.

Er war der einzige Sohn des Kaufmanns in G., der meinen Schwager unglücklich machte. Sein Vater, wirklich ein wohlhabender Mann, der so ganz für sein Geschäft gebo-

ren zu seyn schien, hatte im Anfange des siebenjährigen Krieges eine äußerst große Lieferung für die österreichische Armee übernommen. Man hatte ihm Hoffnung gemacht, den ganzen Krieg hindurch diese Armee mit ihren Bedürfnissen zu versorgen, und daher fing er dies Geschäft mit vielem Eifer an. Selbst sein Vermögen, welches immer sehr ansehnlich war, war nicht hinlänglich zu dieser Lieferung; doch da er als ein redlicher, geschickter und reicher Mann bekannt war, so wars meinem Schwager leicht zu verzeihen, wenn er sich unter denen finden ließ, die ihm ansehnliche Kapitale liehen. Zum Unglück aber fiel diese Hauptlieferung den Preußen in die Hände; und obgleich noch einige Jahre die durch diesen Verlust bewirkte traurige Lage dieses Mannes verborgen blieb, so brach doch endlich der förmliche Banquerut aus. Sein Sohn, der, um sich in der Handlungswissenschaft ganz zu vervollkommen, mehrere Reisen ins Ausland und vornehmlich nach den

französischen, englischen und spanischen großen Handelsplätzen gemacht hatte, kam eben zurück, da seines Vaters Elend aufs höchste gestiegen war. Wie erschrocken er, da er, statt in ein Haus der Pracht und des Wohlstandes zu kommen, eine Wohnung des verzehrenden Grams fand; da er statt seines begüterten, thätigen Vaters, wie er ihn verlassen hatte, einen kraftlosen niedergebeugten Greis wiederfand. —

Er suchte nun alle mögliche Hilfsmittel auf, überdachte so viele Pläne, es durchkreuzten sich in seiner Seele so viele Entwürfe, daß er oft selbst nicht wußte, welches Mittel er wählen, und welches er verwerfen sollte. In einer solchen, ihm fast alle Besinnung raubenden Stunde war es, als er auf einem Spaziergange mehreren Preussischen Werbemännern begegnete, die ihn mit Gewalt wegnahmen, nach Torgau brachten, und ihn zwangen, Füsilier unter dem M. . . schen Regimente zu werden. In der Schlacht bey Frankfurt wurde er von

den Russen gefangen; blieb aber, als diese ihn durch Pohlen brachten, in G. zurück. Sein gutes Betragen, seine Kenntnisse und seine Bescheidenheit machten, daß ein reicher Kaufmann ihn bemerkte, und ihn zu sich ins Haus nahm, da er seine Abkunft und seinen Stand erfahren hatte. Die Ordnung in seinen Geschäften erwarb ihm die Freundschaft und Achtung des Vaters, so wie sein Aeußeres, gehoben durch Sanftmuth, ihm schon lange der Tochter Herz verschafft hatte. Sie entdeckte dem Vater ihre Liebe — der Greis sah seinen heißesten Wunsch erfüllt, und hatte schon den Tag ihrer Verbindung angesetzt, als der Tod das glückliche Band trennte. Die Tochter starb, und nicht lange nachher der Vater, der seinen jungen Freund zum Universalerben einsetzte. Dieser edle Jüngling glaubte von seinem Glück keinen bessern Gebrauch machen zu können, als wenn er das Unglück, was sein Vater gestiftet hatte, wieder gut machte. Er erkundigte sich nach als

len, und wie er half? davon zeugt sein Betragen gegen meine Schwägerin. Er kaufte sich nun den Abschied von dem Regimente, unter dem er gedient hatte, und da er durch den französischen Gesandten in Dresden mit dem in Berlin bekannt wurde, so wird man leicht die Verbindung einsehen, in welcher er von dort aus mit uns stand. Der Graf schätzte ihn ungemein; schon mehrere Tage war er in seinem Hause gewesen, und selbst der Brief, den er aus G. datirt hatte, war in des Gesandten Wohnung geschrieben.

Im Jahr 1771 wurde die Heyrath vollzogen, und mit ihr das Band gewunden, welches meine Schwägerin an diesen jungen Mann knüpfte. Mehrere Wochen blieben die Verheyratheten noch in Berlin, ehe sie zu der Abreise nach G. Anstalt machten.

Einige Tage vor derselben bekamen wir Antwort aus Longwy. Der Präsident hatte nicht aufgehört für mich die väterliche Gesinnung zu haben, der ich mich in meiner Jugend hatte rühmen können.

„Eilen Sie ja bald in die Wohnung ei-  
 „nes Greises zurück, schrieb er, der Ihnen  
 „stets Vater seyn wird. Ich bin jetzt allein,  
 „meine gute Frau ist gestorben. Eilen Sie  
 „ja, eines Greises letzte Stunde durch Ihren  
 „Umgang und Freundschaft heiter zu machen.  
 „Wie ein Vater seinem einzigen Kinde entge-  
 „gensieht, so hoffe ich auf Ihre Ankunft.“

Zu meiner Antwort schrieb ich ihm das  
 Glück meiner Schwägerin, und bat ihn, daß  
 er mir nur erst erlauben möchte, diese nach  
 ihrem neuen Aufenthalte zu begleiten.

„Vielleicht sehe ich sie zum letztenmale,“  
 schrieb ich, „indem die Entfernung von G. bis  
 „Longwy zu groß ist. Erlauben Sie mir, daß  
 „ich die Freundschaftspflicht, sie zu begleiten,  
 „erst erfülle. Dann eile ich wie auf Flügeln  
 „zu Ihnen, und werde alles thun, Ihnen  
 „den Abend Ihres edeln Lebens heiter zu  
 „machen.“

Auch meine Schwägerin schrieb, und er-  
 bat für mich die Erlaubniß, sie begleiten zu



dürfen. Die Antwort konnten mir nicht abwarten, indem unsre Abreise in einigen Tagen bestimmt war.

Die Gräfin behielt meinen Sohn bey sich, um ihn in ein benachbartes Regiment als Fahnjunker zu bringen; wir reisten unter den besten Wünschen für unser Wohl von Seiten des Grafen und seiner Gemahlin ab.

Hey unsrer Ankunft in G. fanden wir Preußische Truppen daselbst, indem diese Stadt mit zu den Distrikten gehörte, die vermöge der Theilung von Polen an den König von Preußen gefallen waren. Mein Schwager verlor bey dieser Veränderung nichts, im Gegentheil gewann er. Allein so dachte nicht jeder. Eine Menge von Verschwörungen und Conföderationen entstanden; bürgerliche Unruhen schienen die ganze Wohlfahrt des Landes untergraben zu wollen, und je wohlhabender Jemand war, desto mehr hatte er zu fürchten, indem unter dem Vorwande, die vorige Verfassung des Vaterlandes wiederherzustellen,

mehrere Horden der Conföderirten umherzogen, um sich auf Kosten der Wohlhabenden zu bereichern, die weiter nichts thun konnten, als sich in Stand setzen, den Einfällen und Räuberereyen Einhalt zu thun. L. hatte einige um G. liegende Güter geerbt, auf denen sich ein Kommando preussischer Husaren aufhielt, und nie reis'ten wir nach einem dieser Güter ohne hinlängliche Begleitung, indem die Heerstraßen unsicher, und der Beyspiele geplündert und ermordeter Reisenden viele waren.

Einst hatte ich allein eine solche Lustreise gemacht. Bey der Rückfahrt nach G. bemerkte ich, daß die beyden den Wagen begleitenden Husaren auf einmal stuh'ten, und dem Kutsher zuriefen, still zu halten. Ich lehnte mich aus dem Wagen, um nach der Ursache zu fragen. Der Wagen fuhr in einem tiefen hohlen Wege, und oben auf dem Fußsteige ritt ein andrer Husar, der uns zurief, wieder nach dem Gute umzukehren!

„Und warum?“ frug einer meiner Begleiter.

„Warte nur einen Augenblick, ich komme herunter,“ antwortete jener, und versuchte den steilen Abhang herabzureiten. Kaum hatte er die Hälfte erreicht, als das Pferd überschlug, die Anhöhe herabrollte, und Mann und Pferd tod vor uns lagen. Da wir dem Unglücklichen mit nichts helfen konnten, so legten wir ihn in den Wagen nieder, indem wir hofften, ihn zu Hause durch Anwendung gehöriger Mittel ins Leben zurückzubringen. Kaum waren wir noch eine Viertelstunde gefahren, als wir in ein kleines Gehölz kamen, in welchem dicht am Wege ein schilfiger Teich war. Ohne etwas böses zu erwarten, setzten wir unsern Weg fort, als auf einmal an 30 Confderrirte die beyden Husaren anfielen, und auf den Wagen losstürzten. Der Kutscher fiel auf den ersten Schuß unter die Pferde, diese bäumten sich, wollten durchgehen, liefen aber gegen einen Baum, der sie aufhielt. Die Husaren wehrten sich tapfer, mehrere Confderrirte lagen gestreckt, als sie endlich über-

mannt, und indes mehrere den Wagen und die Pferde hielten, niedergerissen wurden. Ich mußte es mit ansehen, wie man diese braven Leute entkleidete, mit Kantschuhen zerfleischte, und sie so mehr tod als lebendig in den Teich warf, in welchem sie durch mehrere Flintenschüsse noch vollends getödtet wurden. Jetzt war Ich noch übrig; und so sehr ich bat und weinte, so schlug man von allen Seiten ein wildes drohendes Gelächter auf. Gefangenschaft oder Ermordung hatte ich zu erwarten, denn jetzt waren sie bemüht, den Wagen loszumachen und das zerrissene Geschirr der Pferde wieder in Stand zu setzen. In einigen Minuten war dies geschehen.

Man plünderte den Wagen, in welchem Kleidungsstücke lagen, warf den gestürzten Husaren in den Weg, nahm mir Geld und Uhr ab, und so verließen sie mit mir das Gehölz.

Kaum hatten wir den Busch hinter uns, als auf einmal ein Officier mit 12 oder 15

Husaren aus einem Winkel des Gebüsches ansprengten, die Bande angriff, mehrere, die sich wehren wollten, niederhieb, und den Rest gefangen nahm. Die Husaren stiegen ab, und banden den Gefangenen die Hände auf den Rücken. Der Officier kam auf mein Rufen an den Wagen.

„Mein Gott,“ sagte er, „warum fahren Sie allein? wo sind denn die zwey Mann, die ich zu Ihrer Begleitung auf dem Gute habe?“

„Ach“ — sagte ich, — „die sind auf die jämmerlichste Art ums Leben gekommen, die Conföderirten haben sie geplündert, mit Knatschuhen todtgepeitscht, und in den Teich geworfen!“

„Je so soll ja ein — Kinder!“ rief er seinen Husaren zu, „macht vorwärts, seht einmahl nach dem Teiche!“

Wir kamen an, ich zeigte ihnen die Stelle, und sie fanden die beyden halbnackten Leichname ihrer Kameraden, die elend zer-

fleischt waren. Die Husaren wurden wüthend; noch ungefähr 20 Conföderirte waren am Leben; aber wer hätte die Husaren abhalten können, ihrer Brüder Tod zu rächen? In wenigen Augenblicken lagen sie, im eigentlichsten Verstande des Wortes, in Stücken gehauen, da.

„Ich habe Ihnen ja einen Husaren entgegen geschickt, und Sie ersuchen lassen, nicht eher vom Gute wegzufahren, als bis ich käme! Ist denn der Kerl nicht bey Ihnen gewesen?“

„Ja, wir begegneten ihm; aber eben da er von einer Anhöhe herab zu uns reiten wollte, stürzte er; wir haben ihn in den Wagen gehoben, die Conföderirten haben ihn herausgeworfen. Er muß hier liegen.“

Er ritt nach dem Orte, den ich ihm bezeichnete, fand den Verunglückten, und da keine Leute keine Spur des Lebens in ihm bemerkten, ließen sie ihn im nächsten Hause, welches wir auf unserm Wege trafen, und schickten

schickten einige Leute ab, die drey Husaren zu begraben.

Wir kamen in G. an. Mein Schwager erschrak über den Unfall meiner Reise, die auf mich noch schädlichem Einfluß hatte. Der Schrecken war zu heftig gewesen, als daß ihn mein Körper hätte tragen können. Eine bey nahe vierteljährige Krankheit fesselte mich an das Bette. Bey meinem Gesundwerden erfuhr ich, daß L. den größten Theil seines Vermögens verlohren hatte, indem nach Abzug der Husaren zwey seiner Landgüter durch die Rebellen eingekäschert wurden.

Zwey Jahre lebte ich noch in beständiger Unruhe, bis ich mich endlich zur Rückreise nach Berlin, und von da nach Longwy bereit machte.

Der Abschied von meiner ersten Freundin war mir äußerst schmerzhaft; ich verließ sie mit dem Gedanken, daß ich sie zum letztenmale gesehen. Daher waren die ersten Tage meines Aufenthalts in Berlin, so wie die

ganze Reise dahin äußerst traurig für mich. Nur Ein Umstand hielt mich schadlos, und dies war das Glück meines Sohnes, der jetzt Officier in einem nahe bey Berlin stehenden Regimente war. Er war ein schöner Jüngling, und da er von seiner Kindheit an kein größeres Glück kannte, als Soldat zu seyn, so waren ihm die Pflichten dieses Standes leicht, und ihre Erfüllung Vergnügen geworden. Seine gute Aufführung zeichnete ihn aus, und sein ganzes Betragen, verbunden mit seinen Kenntnissen, ließ mir mit Recht hoffen, daß ich in meinem Alter eine Stütze, oder doch wenigstens sehr viel Freude an ihm finden würde. Gern wäre ich bald nach Longwy abgereist; da aber der Graf in wenig Monaten von Berlin abgehen wollte, um seinen Posten als Gesandter einem andern zu überlassen, so nahm ich das Erbieten, mit ihm bis Strasburg zu reisen, gern an.

Ich ließ meinen Sohn noch einmal zu mir kommen, und brachte die Zeit, in der



ich noch in Berlin war, größtentheils damit zu, mich mit ihm zu unterhalten, indem es mir ahndete, daß ich ihn zum letztenmal sähe. Bey unsrer Trennung beschenkte ihn die Gräfin mit einer vortreflichen Handbibliothek aus: erlesener Schriften, und mit einem Koffer sehr feiner Wäsche; der Graf schenkte ihm ein schönes Reitpferd. Ich konnte ihm nicht viel mehr als meine heißen Wünsche für sein Wohl geben; wir versprachen, recht oft einander zu schreiben, und keine Gelegenheit zu versäumen, durch welche der eine Nachricht von dem andern bekommen könnte.

Unsre Reise war glücklich. Zwischen Mannheim und Strasburg ließ der Graf auf mein dringendes Bitten zu einer kleinen Abschweifung von der Heerstraße, sich bewegen, um das Darf noch einmal zu besuchen, in welchem ich meine Kindheit verlebt hatte, und aus dem mein strenges Schicksal mich in meinem funfzehnten Jahre verjagte. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den alles auf mich

machte! Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, da ich dasselbe ganz umgeschaffen sahe, und statt des alten Amthauses, welches meine Eltern bewohnt hatten, ein neues erblickte; da ich den Tannenwald wieder sah, in welchen wir uns retteten, da uns die Feinde überfielen; da ich den Weinberg am Ufer des Rheins wieder fand, der der Lieblingsspaziergang meiner Eltern war. Mit beklommenen Herzen erkundigte ich mich nach allen, die ich damals gekannt hatte, und deren Namen mir beym Anblicke der Gegend wieder einfielen.

Es war Mittag, da wir hier ankamen. Der Graf sahe, wie sehr mich alles interessirte, und wie schwer es mir werden würde, dieses Dorf sogleich wieder zu verlassen.

„Wie wäre es,“ sagte er, „wenn wir bis „Morgen hier blieben? ob wir einen halben „Tag früher oder später nach Strasburg kommen, wird völlig einerley seyn. Ich bin „selbst neugierig, alles, was Sie hier erfahren haben, auf dem Schauplatze selbst von

„Ihnen zu hören. Was meynen Sie dazu,  
„Frau Hauptmännin?“

Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an.  
„Ich werde nach dem Amte schicken, und  
„uns daselbst ein Nachtquartier ausbitten las-  
„sen,“ fuhr er fort.

Der Bediente wurde gerufen und mit  
dem Auftrage fortgeschickt, kam aber bald mit  
einem jungen Manne wieder zurück, der der  
jetzige Amtmann selbst war. Er lud uns sehr  
höflich ein, und versicherte, daß es sowohl  
ihm als seinem Vater die größte Ehre seyn  
würde, wenn wir bey ihnen übernachten woll-  
ten.

Das Gesicht des jungen artigen Mannes  
hatte etwas auffallend Aehnliches mit irgend  
jemand, und auf dem ganzen Wege zum Amt-  
hause beschäftigte ich mich damit, mir die  
Frage zu beantworten, wo ich diesen jungen  
Mann vielleicht schon gesehen hätte.

Wer maght mein Erstaunen, da bey un-  
rer Ankunft auf dem Amte ein bejahrter

Mann uns entgegen kam, der der Vater dieses jungen Mannes, und der edelmüthige Freund war, der von dem Tage, da mein Vater in Raserey verfiel, sich meiner so großmüthig annahm, — der der Gegenstand meiner ersten Liebe wurde — und von dem mein feindliches Schicksal mich trennte!

Er kannte mich nicht — und wie hätte er auch vermuthen sollen, mich einst hier wieder zu finden?

Der Graf trat mir näher, nachdem die ersten Höflichkeiten geendigt waren.

„Nun, liebe Frau Hauptmännin, nun sehen Sie sich einmal in Ihrem Geburtsorte um. Hier ist's also, wo Sie geboren und erzogen wurden? Sie haben wohl nicht geglaubt, daß Sie jemals Ihre vaterländische Gegend wiedersehen würden.“

Ich trat schweigend ans Fenster um mich an der herrlichen Aussicht zu ergötzen. Considerbare Empfindungen bemächtigten sich meiner; Freude mit Schmerz der Rückerinnerung

vermischt durchströmte mein Herz. Unser Wirth bemerkte die Eindrücke, die alles auf mich machte.

„Sind Sie etwa nicht wohl?“ frug er, „so will ich gleich sorgen, daß Ihnen etwas Stärkendes gegeben wird.“ Er sah mich aufmerksam an, ging zum Grafen und erfuhr nun wer ich sey. Ich staunte, da ich ihn erkannte, er aber gerieth ganz außer sich, da ihm mein Name und meine Eltern genannt wurden, und er sich nun meiner wieder erinnerte.

„Allmächtiger Gott!“ rief er aus, „finde ich in Ihnen meine ehemalige Auguste wieder! Ach Gott, wie oft habe ich an Sie gedacht! wie oft mich noch des glücklichen Winters erinnert, in welchem ich für Sie arbeitete und Ihre Geschäfte besorgte! Ach es waren doch glückliche Zeiten! sie sind mir so gut nicht wieder geworden! Doch — wir wollen heute nicht klagen!“

„Ja“ — sagte ich — „so finden Sie

„mich. Viel habe ich erlebt seit der Zeit, in  
 „welcher ich Sie kennen lernte! Mann und  
 „Kinder habe ich verlohren, und jetzt eile ich  
 „zu meinem ersten Wohlthäter, dem Präsi-  
 „denten, um bey ihm meine Tage hinzubrin-  
 „gen. Gebe Gott, daß der Abend meines  
 „Lebens freudenvoller für mich sey, als es  
 „der Morgen und Mittag war!“

„Das wünscht Ihnen mein Herz aufrich-  
 „tig,“ sagte er, „und meine Wünsche für Ihr  
 „Wohl werden gewiß erfüllt, zumahl da Sie  
 „in der Gesellschaft dieses vortrefflichen Man-  
 „nes leben werden. Der Edle muß ein schön-  
 „nes Alter erreicht haben. Es können nun  
 „wohl 12 Jahre seyn, da er hier war und  
 „sein Landgut verkaufte; ich mußte noch mit  
 „Andern die dazu gehörige Ländereyen taxir-  
 „ren. Es war mir eine Freude, wie ich seit  
 „der Zeit keine wieder erlebt habe, da ich den  
 „würdigen Greis noch so gesund und heiter  
 „sah, wie wenige seines Alters sich rühmen  
 „können. Hier in diesem Zimmer hat er ge-

„gessen, hier hat er mir noch von Ihnen erzähl-  
 „t. — Ja, ja, da wars noch gute Zeit!  
 „Jetzt geht es allmählig mit mir bergab.  
 „Krankheiten, Hauskreuz und Unglücksfälle könn-  
 „nen es schon mit dem Menschen zu Ende  
 „bringen. Ein gutes ehrliches Weib, zwey  
 „Söhne und eine Tochter sind vorangegangen.  
 „Einen Sohn hat mir der Himmel gelassen —  
 „ich habe ihm das Amt übergeben, und ich  
 „muß es zu seinem Ruhme sagen, er läßt  
 „mir die Freude, Vater zu seyn, durch sein  
 „gutes Betragen empfinden.“

Er würde noch nicht aufgehört haben zu erzählen, wenn nicht der Graf, dem die Gegend ungemein gefiel, einen Spaziergang vorgeschlagen hätte.

„Ich mögte so gern den Schauplatz selbst  
 „sehen, der mir durch Ihre Geschichte so  
 „merkwürdig geworden ist,“ — sagte er zu mir,  
 — „Ihr alter Freund kann Sie führen —  
 „meine Frau und ich wollen Ihren Erzählun-  
 „gern gern zuhören.“

Der Gang wurde angenommen; der Himmel war heiter und der Tag außerordentlich schön. Wir gingen durch den Garten, — schlugen den Weg am Teiche ein, der uns einst zur Flucht diente — durchstrichen die schöne Gegend am Rhein — erquickten uns im Schatten des Tannenwaldes, und gingen von hier auf den Ager, auf welchem das Blut der Unsrigen zur Vertheidigung des Vaterlandes floß. Auf einem umgehauenen Baumstamm saß ein Greiß, der eine zahlreiche Heerde weidete.

„Das ist auch noch einer von jenen Unglücklichen, welche die Greuel: Szenen der damaligen Zeit überlebt haben,“ sagte der alte Amtmann.

Wir gingen zu ihm. „Vater,“ sagte der Graf, „könnst Ihr Euch noch wohl eines Amtmanns erinnern, der Werner hieß?“

Der Greis stand auf, nahm seine Mütze ab, und sah uns alle der Reihe nach an.

„Ach lieber Gott,“ — sagte er, „wenn



„ich den Mann vergesse, so vergesse mich  
 „Gott in meiner Todesstunde! wem könnte  
 „der brave gortesfürchtige Mann wohl aus  
 „dem Gedächtniß kommen? Mir gewiß nicht;  
 „so lange meine Augen noch offen stehen, wer-  
 „de ich daran denken, was ich von ihm ge-  
 „nossen habe. — Sehen Sie, mein Herr,  
 „ich diente auf seinem Hofe, ehe die Feinde  
 „ihm das Haus über dem Kopfe ansteckten;  
 „ich hielt mich hier in der Gegend auf, bis  
 „der Herr Amtmann mit seiner Tochter zu-  
 „rückkam. — Ich habe redlich nachher noch  
 „bey ihm gearbeitet, und Gott segnete unsern  
 „Schweiß. Aber wie wir uns wieder ange-  
 „bauet hatten, und schon glaubten allem Lei-  
 „de entgangen zu seyn — ja da hatte sich der  
 „seelige Herr das alles zu Gemüthe gezogen,  
 „er sah immer vor sich hin — dankte Mes-  
 „sanden, ob er gleich vorher dem ärmsten  
 „Kinde höflich begegnete. Ja wahrhaftig —  
 „Blut möchte ich weinen, wenn ich daran  
 „denke — wie sie den Mann auf den Wagen

„händen und nach dem Tollhause führen.  
 „Seine Tochter stand dabey und rang die  
 „Hände, daß sich ein Stein in der Erde hätte  
 „erbarmen mögen. — Ach wenn ich nur eins  
 „von seinen Kindern erst noch einmal zu se-  
 „hen bekäme! Der Sohn, ein kleines un-  
 „mündiges Kind, kam jämmerlich ums Leben  
 „— die Tochter zog nach Strasburg, und  
 „was dort aus ihr geworden — weiß mein  
 „Gott.“

Ich gab mich zu erkennen. Wie vom  
 Blitz getroffen stand der Greis vor uns. Er  
 sahe uns mit einer argwöhnenden Miene an,  
 die uns zu fragen schien, ob er nicht vielleicht  
 ein Gegenstand unsers Spottes sey. Endlich  
 da ihm der Amtmann, sein jetziger Herr, die  
 Versicherung gegeben, daß ich wirklich die  
 Tochter vom Amtmann Werner sey — gerieth  
 er außer sich vor Freuden. Er küßte mir die  
 Hände, hielt meinem Vater nochmals aus der  
 Fülle seines Herzens die schönste Lobrede, und  
 erbot sich gleich, uns noch einmal in der Ge-

gend umher zu führen, wenn wir etwa noch nicht alles gesehen hätten. Dies letztere konnten wir nicht annehmen, denn es wurde schon zu spät. Der Graf zog seine Börse, und gab dem Greise einige Goldstücke.

„Da lieber Vater, habt Ihr eine Kleinigkeit, thut Euch in Euren alten Tagen etwas zu gute.“

Der Greis konnte keine Worte finden zu danken. Er küßte des Grafen Hände, und mit Thränen im Auge verließen wir ihn.

Spät war es, da wir auf dem Amte ankamen, wo uns nachher der alte Amtmann mit seiner Geschichte unterhielt. Sein Vater, erzählte er uns, habe nach meiner Abreise das Amt bekommen, und es ihm übergeben. Einige Jahre habe er mit seiner Schwester allein auf demselben gewohnt, bis diese gestorben sey, dann habe er sich verheyrathet. Zwanzig Jahre habe er eine glückliche Ehe geführt, und jetzt noch sey ihm die Erinnerung an seines rechtschaffnen Weibes Tod schmerzhaft.

Ich gestehe es gern, der Abschied von diesem rechtschaffnen Manne war mir angreifend. Wie glücklich hätte ich mit ihm seyn können, wenn ich nicht durch mein unglückliches Schicksal von ihm getrennt worden wäre? Wie viele Thränen würde ich vielleicht weniger geweint haben, wenn nicht der Schein und die Verläumdung mir den Genuß dieses Glücks streitig gemacht hätten? Wie sicher konnt' ich auf eine sorgenfreye Zukunft mit Gewißheit rechnen, da ich jetzt nur ein ruhiges Alter hoffen durfte.

Unter diesen Gedanken, die mich gar nicht verließen, und die, indem sie meinem Herzen vorspiegelten, wie glücklich ich schon hätte seyn können, mir die Zukunft von der schauderhaften Seite darstellten, kamen wir in Strassburg an. Der Graf und seine Gemahlin verließen mich, nachdem sie an den Präsidenten geschrieben hatten. Auch ich schrieb, und schon den dritten Tag war Antwort und ein Wagen da, mich abzuholen. Ich bin zu schwach

den Anseritt zu schildern, da ich in des Greises Arme sank — Uebermaß der Empfindung und Thränen hemmten meine Sprache. Bey nahe 30 Jahr waren verfloffen, in denen ich ihn nicht gesehen hatte, und dennoch dünkte mich dieser große Zeitraum mit allen seinen Veränderungen, und mit allen seinen jahrelangen Leiden ein langer Traum zu seyn. Unmöglich würde ich mich haben überreden können, daß es so lange gewesen wäre, wenn nicht das weiße zitternde Haupt des Präsidenten und sein Gesicht, auf welchem das Siegel des Alters zu tief eingedrückt war, mir den Unterschied zu deutlich hätten sehen lassen, der jetzt den, dem Grabe so nahen Greis von dem damals raschen und muntern Mann bezeichnete. Den ganzen Abend und bis spät in die Nacht saß ich bey ihm, und mir wars unmöglich etwas von seiner nachherigen Geschichte zu erfahren. Seine Begierde, mein Schicksal im Zusammenhange zu wissen, ließ mich zu keiner Frage kommen. Ich mußte immer erzählen, und jede Begebenheit, die

ihm interessanter war, als die andre, wiederholten. Dies war der Fall mit meines Mannes Leben und Ende. Ungemein war seine Freude, da er hörte, daß dieser dem Könige von Preußen so rechtschaffen gedient hatte; denn diesen verehrte er als den einzigen König, der zu seiner Zeit diesen Namen mit Recht verdient habe. Nichts bedauerte er mehr, als daß er nicht das Glück hätte, Friedrichs Unterthan zu seyn. Der erste Anlaß seiner unbegrenzten Ehrfurcht gegen diesen Fürsten lag hauptsächlich darin, daß er durch seinen Angriff auf Oestreich uns im Jahre 1744 des Schrecklichen einer Belagerung von Strasburg überhob. Selbst in der Folge konnte der siebenjährige Krieg den Eifer nicht unterdrücken, mit welchem er vom Könige von Preußen sprach. Seiner Meynung nach hatte Frankreich nie schädlicher an sich selbst gehandelt, und sich nie mehr an seiner eigenen Wohlfahrt versündigt, als dadurch, daß es mit seinen Erbfeinden, mit Oesterreich und den

den deutschen Fürsten in ein Bündniß getreten war, Preußen zu entkräften. Ich gewann dadurch sehr in seiner Güte gegen mich, da ich ihm mit Wahrheit versichern konnte, daß mein Sohn durch seinen Dienstleister und durch seine Kenntnisse sich im Dienst dieses Fürsten so sehr auszeichne.

„Ich habe keine nahen Verwandte,“ sagte er zu mir, „Deinem Sohn kann ich daher „Vaterstelle vertreten. Er und gewiß kein anderer soll mein Vermögen erben. Schreib es „ihm ja, je eher je lieber, denn ich mögte „gern vor meinem Ende noch die Freude haben, ihn glücklich zu wissen. Wenn er nur „einmal hier seyn könnte!“

Dies konnte nun eben so schwer nicht halten, und da der Präsident durch seinen Wunsch meinem Verlangen entgegen kam, schrieb ich dies meinem Sohne. Er antwortete bald. Nebst der Nachricht von seinem Befinden, und von seinem weiteren Avancement schrieb er, daß er den ganzen Winter 1777

bis 1778 bey uns zubringen wolle; zugleich lag noch in dem Briefe an mich ein Schreiben von ihm an den Präsidenten. Ich las beyde Briefe vor. Außerst gerührt wurde der Präsident, da er hörte, wie hoch es mein Sohn aufnahm, zu wissen, daß ich jetzt ein sorgenfreyes Leben führe.

„Jede Nachricht,“ schrieb er an den Präsidenten, „die mir meine Mutter von sich giebt, „ist mir der überzeugendste Beweis Ihrer „Herzengüte. Wie glücklich werde ich mich „schätzen, wenn ich Ihnen das erst sagen „kann, was ich jetzt nur schreiben darf. „Wie froh — wie selig wird mich der An- „blick machen, da ich zum erstenmal Ihre „väterliche Hand küssen werde, die die Thrä- „nen meiner Mutter trocknete. Empfangen „Sie indeß den Dank, so wie er aus dem „Herzen eines Sohnes quillt, das von Liebe „zu Eltern und deren Wohlthäter glüht. „Wie heiter muß der Gedanke bey Ihrem „hohen Alter Sie machen, wenn Sie auf



„die Reihe der Unglücklichen sehen, die es  
 „durch das Schicksal wurden, und deren Hälfte  
 „und Erretter Sie waren. Nur Einmal Sie  
 „zu sehen, das ist der Wunsch, nach dessen  
 „Erfüllung ich mich so heiß sehne.“ 16. 16.

Man wird mir ohne Betheuerung glauben,  
 daß es mir das angenehmste Geschäft war,  
 mit meinem Wohlthäter von meinem Sohne  
 sprechen zu können, und daß ich wirklich kei-  
 nes Antriebs bedurfte, ihn zum Gegenstande  
 der Unterredung zu machen, da der Präsident  
 nicht genug von ihm hören konnte. Hunderte  
 mal las ich ihm auf sein Bitten meines Soh-  
 nes Brief vor, und eben so vielmahl woll-  
 te er ihn wieder hören.

Im Anfange des Decembers 1777 kam  
 mein Sohn, an einem Tage, an welchem ich  
 ihn noch nicht vermuthete. Ich saß auf dem  
 Zimmer des Präsidenten, der auf einem So-  
 pha schlief. Seit einem Jahre hatte ich mei-  
 nen Sohn nicht gesehen, und ich muß es,

ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, von ihm sagen, daß er in jeder Rücksicht ein sehr schöner junger Mann war. Er war größer als mein Mann, — aus seinem sprechenden schwarzen Auge strahlte jugendliches Feuer, das durch Bescheidenheit gemäßigt wurde. Sein Körperbau und sein ganzer Anstand war ein Beweis seiner Bestimmung zum Soldatenstande. Seine Offenheit und Dreistigkeit, welche aber nie beleidigten, verschafften ihm Ansehen und Zutrauen. Dazu kam noch, daß er von jeher sich gewöhnt hatte, in seiner Kleidung eine Accurateſſe zu beobachten, die sich auch nicht einmal den geringsten Verstoß gegen netten Anzug zu Schulden kommen ließe.

Er kam, wie ich schon gesagt habe, ganz unverhofft. Ich hörte auf dem Saale einen unbekanntem Gang; der Bediente öffnete die Thür, und mein Sohn trat ins Zimmer.

Seine Freude war so laut, daß der Präsident darüber erwachte, sich aufrichtete, und

um sich her sah wie einer der aus einem tiefen Traum erwacht.

„Bist Du es denn? Auguste, sage, ist es Dein Sohn?“

„Ja ich bins — verehrungswürdigster Wohltäter,“ sagte mein Sohn — „und bin jetzt zum Beneiden glücklich, indem ich Ihnen mündlich sagen kann, wie unbegrenzt meine Ehrfurcht gegen Sie ist.“

Der Präsident stand auf und umarmte ihn.

„Sey mir von Herzen willkommen — Du bist doch ganz der Vater, nur größer, bist Du. — Kannst Du Dir ihn noch wohl vorstellen, Auguste, — wie er sonst war? wirklich dem Vater ans dem Auge geschnitten.“ —

Die Erinnerung an meinen Mann, die mich sehr zur Wehmuth stimmte, und die Freude über die Güte des würdigen Greises, die mich vergnügt zu seyn berechtigte, machten, daß sich mein Herz und dessen Empfindung durch Thränen erleichterte. — Der gan-

ze Tag und der Abend verstrich uns bey den Erzählungen meines Sohnes, und nun geschah der Plan des Präsidenten vollends zur Reife, da er fand, daß mein Sohn mit seinen Grundsätzen übereinkam. Dies sagte mir der Präsident heimlich; und ich sah im Geiste meinen Sohn schon als Besitzer der Güter, auf welchen ich jetzt als Verlassene meine Zuflucht fand; ich beschäftigte mich schon mit den Plänen meiner künftigen Einrichtung, und schmeichelte mir mit der süßen Hoffnung, für alle meine bisherigen Leiden nun hinlänglichen Ersatz zu finden; als mein widriges Schicksal, dessen Schlag ich so oft empfand, auch diesmal das Gebäude meiner Hoffnungen untergrub und stürzte.

In den ersten Tagen des März fiel der 32ste Geburtstag des Präsidenten; dem Greise ahndete es, daß es sein letzter seyn würde, und deswegen wollte er ihn durch eine wohlthätige Handlung feyern. Er war nehmlich Willens, an diesem Tage meinen Sohn feyer-

lich zu seinem Kinde anzunehmen, und ihm seine Güter zu übergeben. Mir hatte er diesen Plan entdeckt; aber auch zugleich es mir zur Pflicht gemacht, meinem Sohne nicht das mindeste davon zu sagen. Ich versprach dies; aber wer würde es wohl der Mutter nicht verzeihen, wenn sie im Uebermaaß der Freude den Sohn zum Vertrauten des Herzens und zum Theilnehmer dieses Glücks machte? zumahl da ich ihm noch den Wink dadurch geben wollte, sich ja in allen Stücken um des Präsidenten fernern Beyfall zu bemühen. Dies versprach er mir um desto eher, je mehr er einsah, daß dadurch sein eigenes Glück nebst der Wohlfahrt seiner Mutter gegründet würde.

Nur noch wenige Tage waren bis zu diesem Glück entfernt. Schon konnte ich die Stunden zählen, die bis dahin noch waren, als plötzlich ein Brief von dem Commandeur des Regiments, in welchem mein Sohn diente, den ganzen Plan scheitern machte.

Dies Schreiben enthielt die Nachricht, daß

der Kurfürst von Bayern gestorben sey, und der König von Preußen die Oesterreicher verhindern müsse, die hinterlassenen Länder des Kurfürsten zu besetzen. Mein Sohn müsse sich daher den Augenblick zu seinem Regimente verfügen.

Ich blieb vor Schrecken ganz starr.

„Ja was kanns helfen, liebe Mutter,“ sagte mein Sohn, „das geht im Dienst nicht anders. Morgen mit dem Frühesten werde ich abreisen, damit ich nicht zu spät bey dem Regiment ankomme. Dem Präsidenten will ich heute Abend mein Kompliment machen, und jetzt gehen, um meine Sachen in Ordnung zu bringen.“ —

Ich eilte zum Präsidenten und entdeckte ihm mit weinenden Augen den Inhalt des Briefes. Er glaubte erst, ich scherze, oder mein Sohn wolle sich einen Spas machen; bis dieser kam, und ihm die Regimentsordres zeigte.

„Nein,“ — sagte er, — „das ist uner-

„hört, was hat der Kurfürst von Bayern mit  
„Deinem Hierseyn zu thun?“

„Um Verzeihung,“ antwortete mein Sohn  
— „sehr viel. Er hat Länder hinterlassen,  
„die man seinem Erben nehmen will, und den  
„muß mein König gegen fremde Eingriffe und  
„Gewalthätigkeiten schützen.“ —

„Das mag alles wahr seyn,“ — fiel der  
Präsident ein — „aber ich verliere dabey —  
„ich komme bey der Gelegenheit um meinen  
„glücklichsten Tag. Den siebenten März wollt  
„te ich meinen Geburtstag feyern — und da  
„wollte ich Deine Mutter und Dich glücklich  
„machen, und mir noch vor dem Thorschluß  
„einen recht vergnügten Tag bereiten; und  
„nun muß gerade jetzt der Kurfürst von Bayern  
„sterben! Hätte er nur noch ein Vierteljahr  
„gelebt, oder hätte Joseph nicht Lust zu sei-  
„nen Ländern, — sieh lieber Junge — Du  
„hättest um Deinen Abschied anhalten sollen —  
„ich hätte Dich zu meinem Sohn angenom-  
„men, Du hättest alle mein Vermögen geerbt,

„— und aus Dankbarkeit bereinst mir dafür  
 „die Augen zgedrückt.

So sprach er immer fort, und ehe noch  
 zwey Minuten vergangen waren, hatte er  
 meinem Sohne den ganzen Plan auseinand-  
 dergesetzt. Den Abend spät nahm mein Sohn  
 Abschied, weil er früh abreisen wollte. Der  
 Präsident war sehr gerührt.

„Ich werde Dich wohl nicht wiedersehen,“  
 sagte er, „aber in Deiner Abwesenheit für  
 „Dich sorgen. Gott der Allmächtige sey mit  
 „Dir, und lasse Dich auf dem Wege, ein  
 „braver Mann zu werden, immer fortgehen.  
 „— Für Deine Mutter sey unbesorgt, für die  
 „will Ich sorgen. —

„Hier mein Sohn nimm diese Börse,  
 „damit Dir die Feldequipage nicht zu schwer  
 „anzuschaffen wird — weigere Dich nicht —  
 „nimm und mach keine Umstände! Und nun  
 „geh unter meinen Wünschen und Gebet für  
 „Dein Wohl. Gott sey mit Dir. —

Mein Sohn ging auf sein Zimmer —



ich begleitete ihn — wir besahen die Börse, in welcher vierhundert Louisd'or waren. — Die Hälfte nahm mein Sohn mit — die übrigen ließ er mir; und da unter vielen Gesprächen der Morgen herangekommen war, reisete er ab.

Jetzt schien es mir zu ahnden, als ob mit der Abreise meines Sohnes mein Glück und meine Hoffnung mich verlassen würde. Eine ungewöhnliche Angst überfiel mich, in keinem Zimmer fand ich Ruhe. — Mir wars, als ob ich schon im Voraus fühlte, was mich alles noch treffen würde!

In der dritten oder vierten Nacht nach meines Sohnes Abreise wurde ich durch ein heftiges Hin- und Herlaufen der Bedienten gestört; ich stand auf und frug nach der Ursache der Bewegungen im Hause.

„Der Präsident ist krank geworden,“ sagte mir einer der Bedienten. Ich eilte nach des Herrn Zimmer; aber wer empfindet meinen Schrecken, da ich meinen Wohlthäter entseelt

in seinem Bette liegen sah. Schon seit zwey Tagen hatte er geklagt, und daher einen Bedienten in seinem Zimmer schlafen lassen. In dieser Nacht war aber der Anfall der Krankheit zu stark gewesen, als daß er ihm hatte widerstehen können.

Ich sank neben seiner Leiche nieder; es ahndete mir, daß nun mein ganzes Glück mit dieses Edeln Hülle würde begraben werden. Kein Gedanke war in meiner Seele, als die Empfindung eines künftigen Unglücks.

Kaum war der Präsident todt, so wurden seine Sachen auf Befehl der Obrigkeit versiegelt; ich mußte dies geschehen lassen, indem ich immer noch die gegründete Hoffnung hatte, daß meiner in dem letzten Willen des Erblassers gewiß gedacht seyn würde. Allein die ganze Sache kam anders.

Der verstorbene Präsident hatte einen sehr weitläufigen Verwandten, der durch seine Verheyrathung einige der Ersten in Versailles ganz in seiner Gewalt hatte. Dieser kam

nach Longwy und sein erstes Benehmen gegen mich, in welchem er mir den Titel einer Haushälterin gab, ließ es mir gleich merken, was ich zu erwarten haben würde. Er ließ den Magistrat auf sein Gut kommen, um in dessen Gegenwart das Testament oder den letzten Willen des Präsidenten durchsehen und vollziehen zu lassen.

Er wollte sich eines Tages eben zur Tafel setzen, als ihm die Ankunft der obrigkeitlichen Personen gemeldet wurde. Bey ihrem Eintritt in das Zimmer kündigte er sich ihnen sogleich als den Eigenthümer und Universal-Erben von des Präsidenten sämmtlicher Verlassenschaft an und bat sie zur Tafel, und nachdem diese aufgehoben war, wurde das Testament eröffnet und die dazu gehörigen Schriften und Dokumente durchgesehen; allein man fand unter denselben nichts als ein Schreiben der Gräfin von D., ehemaligen Gesandtin in Berlin, worin diese Dame auf alles Verzicht that, was ihr aus des Präsidenten Erbschaft zugefallen wäre.

Ich wußte zu genau, daß der Präsident in solchen Sachen eher zu pünktlich, als zu nachlässig gewesen war, und konnte daher nicht begreifen, wie es mit dem Testamente zugegangen sey; bis mirs endlich klar wurde, daß Betriegerery damit vorging. Meiner Vermuthung nach war sein letzter Wille wirklich gefunden; aber da er gegen die Absicht dieses neuen Erben war, sogleich untergeschlagen.

Auch mir ließ dieser strenge Herr seine Macht fühlen. Kurz vorher ehe sich die Gesellschaft zur Tafel setzte, kam er zu mir und sagte im befehlenden Tone: daß ich nach der Küche gehen und für die Bedienten Essen bestellen sollte. —

„Wenn Sie dies als Bitte verlangen, so thue ichs gern; aber Ihren Worten als Befehl bin Ich keinen Gehorsam schuldig,“ — war meine Antwort.

Er sah mich mit großen Augen an.

„Wer sind sie denn eigentlich,“ — frug er in einem sonderbaren Ton, „daß Sie als

„Haushälterin so viel Prätension machen.  
 „Sind Sie bey meinem verstorbenen Vetter  
 „mehr gewesen, so folgt daraus nicht, daß  
 „Sie gleiches Verhalten von meiner Seite als  
 „Recht verlangen können. — So viel ich ge-  
 „hört habe, haben Sie hier im Hause treu  
 „und rechtschaffen gedient, das macht mir um  
 „desto mehr Freude, da ich morgen abreisen  
 „muß und Ihnen also die Verwaltung des  
 „Gutes desto sicherer übertragen kann.

Ich war nicht im Stande zu antworten.  
 Die Auslegung dieser Worte, hieß, ich möch-  
 te mirs gefallen lassen, so lange als Haus-  
 hälterin auf dem Gute zu bleiben, bis mein  
 neuer Herr zurückkäme; alsdann hinge es von  
 ihm ab, ob er mir länger einen Zufluchtsort  
 gewähren wollte, oder nicht. Ich ging auf  
 das Zimmer, welches ich bisher bewohnt hat-  
 te, und weinte stundenlang ohne nur irgend  
 einen festen und sichern Entschluß fassen zu  
 können. Hier bleiben? von der Laune eines  
 geizigen Gebieters abhängen? mich so sehr

unter meinen Stand erniedrigen? Das schien mir unmöglich.

Nach G. an der polnischen Grenze zu gehen? wo meine Freundin mich gewiß mit offenen Armen empfangen hätte, war eben so unausführbar.

Meine Tante in Strasburg war gestorben — und hätte sie auch noch gelebt, so war doch die Trennung von ihr, und die Leiden, die ich in ihrem Hause erlebt, mir noch immer im Andenken, als daß ich mich je hätte entschließen können noch einmal bey ihr Schutz zu suchen. —

In diesen Gedanken sas ich, als ich Anstalt zur Reise machen hörte.

Ich ging herab.

„Ueberlegen Sie,“ — sagte der neue Besitzer des Guts, „ob Sie hier bleiben und in meiner Abwesenheit nach dem Gute sehen wollen, oder nicht — so erklären Sie sich.“

Ob ich als hilfloses Weib unrecht that, wenn ich hier meinen Stand bey Seite setzte,  
und

und Bedingungen annahm, die ich mir sonst gewiß nicht würde haben gefallen lassen? Das überlaß ich Menschen zur Beurtheilung, die jemals in meiner Lage waren.

Genug ich nahm den Vorschlag an. Aber wie sehr empfanden alle, die für den vorigen Besitzer des Gutes ihr Leben nicht geschont hätten, den Unterschied zwischen ihm und dem jetzigen Gebieter.

Schon des Tages, an welchem er abgereist war, erschien ein Bedienter nach dem andern, und klagte mit Thränen in den Augen, daß beynabe alle den Abschied bekommen hätten, ohne daß man auf ihre anderweitige Versorgung Rücksicht nähme.

Besonders kränkte mich das Schicksal eines Greises, der den Präsidenten in seiner Jugend auf Reisen begleitet hatte.

Ich saß ganz wehmüthig und niedergeschlagen auf meinem Zimmer; meine Thränen flossen, da mir meine jetzige Lage in ihrer schrecklichen Gestalt vor den Augen schwebte,

als dieser ehrliche Alte mit verweinten Augen zu mir kam.

„Erbarmen Sie sich meiner — gnädige Frau,“ — sagte er, — „nehmen Sie sich eines Unglücklichen an, den jeder vergiftet, und der nun bald sein Brod vor den Thüren wird suchen müssen. Ach Gott wie wird es mir noch gehen?“

„Wie so, Vater?“ frug ich.

„Sehen Sie, da kommt ein Windbeutel, ein Haasensfuß, und befiehlt mir im Namen seines Herrn, daß ich ihm Schlüssel und alles abgeben soll, denn sein Herr hätte ihm meine Stelle übertragen.“

„Ich frage ihn, wovon ich denn nun leben sollte? Das ginge ihn nicht an, dafür könnt' ich sorgen;“ war seine Antwort. „Sie wissen ja, liebe gnädige Frau, daß ich noch einige Jahre Lohn bey dem seligen Herrn Präsidenten stehen habe, wenn ich doch das nur hätte!“

„Das soll ihm werden; so bald sein Herr



„Kommt, soll ders ihm auszahlen, Sorge er nicht,“ war meine Antwort.

Er schien durch mein Versprechen beruhigt und verließ mich. Beynahe alle Domestiquen des vorigen Herrn bekamen ihren Abschied, keinem wurde Ersatz gegeben, keinem eine Versorgung angewiesen, von welcher er in Zukunft hätte leben können. Daher dachten die meisten auf Rache und erwarteten nur eine Gelegenheit, bey welcher sie diese, ohne großes Aufsehen zu erregen, ausführen konnten.

Es war nur ein Bedienter der neuen Herrschaft auf dem Gute, und da dieser eines Nachmittages eine keine Reise unternehmen mußte, erbrachen sie einige Zimmer, nahmen mit, was ihnen gefiel, und gingen fort. Ich wußte nicht das geringste von diesem Plan, sonst hätte ichs gewiß zu hindern gesucht; und ob ich gleich recht gut einsah, daß man mich mit eben dem Undank belohnen würde, so hielt ichs doch für besser, den Besitzer des Gutes

von meiner Rechtschaffenheit zu überzeugen, als auf Kosten meines Gewissens mich zu bereichern. „Vielleicht,“ — dachte ich, — „bemerkt er deine Treue und belohnt sie.“ Ich schrieb also nach Chalons, wo er sich damals aufhielt, und erzählte ihm die ganze Begebenheit.

Einige Wochen nachher kam er, sah die Unordnung auf dem Gute, und da er keinen andern Gegenstand der Rache fand, ließ er selbige auf mich fallen.

Mit verstellter Freundlichkeit frug er nach allem, unterhielt sich mit mir, und ich erzählte ihm unter andern, daß der verstorbene Präsident meinem Sohn 2000 Rthlr. geschenkt habe, wovon ich die eine Hälfte noch hier hätte. Zugleich bat ich ihn, dem alten Bedienten den rückständigen Lohn von fünf Jahren auszusahlen. Ich gab diesem alten Mann das beste Zeugniß, und wagte sogar die Bitte, daß er ihn seiner Niedlichkeit wegen in seinen Diensten behalten möchte.

„Die tausend Thaler können Sie doch  
 „jetzt nicht gebrauchen,“ — sagte er, — „las-  
 „sen Sie sie mir, sie sollen Ihnen sicher seyn.“

Ich ahndete keinen Betrug und gab ihm  
 dieselben hin. Des andern Tages ließ er mich  
 auf sein Zimmer kommen; aber wie erschrak  
 ich, da er in den pöbelhaftesten Ausdrücken  
 mich der Theilnahme an dem Diebstahle be-  
 schuldigte, und geradezu erklärte, daß er die  
 tausend Thaler so lange als sein Eigenthum  
 ansehen würde, bis ich ihm durch ein Schrei-  
 ben des verstorbenen Präsidenten oder durch  
 hinlängliche Zeugen beweisen könnte, daß der-  
 selbe mir sie wirklich geschenkt habe. Er für  
 sein Theil würde sich an den tausend Thalern  
 schadlos halten.

Ich konnte für Bestürzung nicht antwor-  
 ten. Endlich stellte ich ihm vor, daß so we-  
 nig er als ich Recht an dem Gelde hätte,  
 welches meinem Sohne gehöre. Diesem wür-  
 de ich den ganzen Vorfall schreiben, und mein  
 Sohn würde sich dann schon Recht verschaffen.

„Das kann der Herr halten, wie er will,“  
 war seine Antwort, „ein preussischer Officier  
 „mag immer in seiner Garnison eine glänzen-  
 „de Rolle spielen; hier in meinem Eigenthum  
 „mag ers ja nicht probiren. Ich will weiter  
 „nicht untersuchen, wie Sie zu dem Gelde  
 „gekommen sind. Sie konnten freylich nicht  
 „besser thun, als das für ein Geschenk aus-  
 „geben, was gewiß nicht auf die beste Art in  
 „Ihre Hände kam. Und überdem scheint mirs  
 „zu niedrig, mich mit Ihnen darüber länger  
 „zu encauilliren. Morgen verlassen Sie die-  
 „ses Haus, und mir ist's einerley, wohin Sie  
 „ziehen. Nur hier können Sie nicht blei-  
 „ben.“ —

Deynah hatte ich mich im Gefühl mei-  
 nes Elends so weit erniedrigt, den Geizhals  
 und Betrüger um Mitleid zu bitten; doch da  
 ich einsah, daß ich es mit einem Mann zu  
 thun hatte, der gewiß eben so taub gegen mei-  
 ne Bitten, als gleichgültig gegen Recht und  
 Billigkeit war, so entschloß ich mich anders.

Ich sah freylich mein Elend und meine Ar-  
muth vor mir, allein mein gutes Gewissen  
und das Bewußtseyn, diese Behandlung nicht  
verdient zu haben, gaben mir Muth.

„Wenn Sie es verantworten können, so  
zu handeln,“ sagte ich, „so werde ich mich  
leicht beruhigen können. Ich wünsche Ih-  
ren Glück mit dem Gelde; vielleicht wird  
es ein Mittel zu Ihrem Reichthum; zu Ih-  
rer Zufriedenheit wird es wirklich wenig bey-  
tragen. Ihren Befehl, dieses Haus zu ver-  
lassen, habe ich lange erwartet, und befolge  
ihn um desto geschwinder. Leben Sie wohl!“

Mit diesen Worten verließ ich sein Zim-  
mer, nahm meine Sachen zusammen, und ging,  
ohne weiter Jemand zu sprechen, nach dem  
alten Bedienten, der bey seiner Tochter sich  
aufhielt, die seit mehreren Jahren an einen  
Bürger in Longwy verheyrathet war.

Bey meinem Eintritt in der Wohnung  
sah ich, daß diese neben ihrem Vater saß und  
ihn zu trösten versuchte. Er las aus meinem

Gesicht die Erfüllung dessen, was er gefürchtet hatte, und erstaunte über die Niederträchtigkeit des Herrn, da ich die letzte Begebenheit erzählte.

„Ich will meine wenigen Tage noch wohl in Armuth hinbringen,“ sagte er, „denn wie lange wird es noch werden, so bin ich wie der bey meinem rechtschaffnen seligen Herrn; aber Sie, liebe Frau Hauptmännin, Sie werden viel Leiden zu ertragen haben, da Sie ein ganz anderes Leben gewohnt sind.“

Wir überlegten, was nun zu thun sey; allein wir fanden keinen Ausweg. Klagen und unsre Sache der Obrigkeit vortragen, hatte zu große Schwierigkeiten; wir sahen einem kostspieligen Prozeß gegen einen mächtigen und begüterten Gegner entgegen, und es war die größte Wahrscheinlichkeit, daß wir nichts ausrichten würden. Eins fiel mir ein, und dies war, an den Grafen D. zu schreiben, um bey ihm Hülfe zu suchen. Ich that dies sogleich und erwartete mit Sehnsucht die Antwort.

Wie groß war aber mein Schrecken, da ich diese lange gewünschte Antwort, und mit ihr die Nachricht vom Tode des Grafen erhielt. Die Gräfin bezeigte mir in ihrem Briefe die ungeheuchelte Theilnahme an meinem Schicksal, und bat mich zugleich, zu ihr zu kommen, um ihr Gesellschaft zu leisten. Sie wohnte in Paris, und ich wählte diesen Zufluchtsort, in dem ich mir mit der Hoffnung schmeichelte, daß vielleicht endlich einmal mein widriges Schicksal aufhören würde, mich zu verfolgen. Zugleich trug sie mir auf, den alten ehrlichen Bedienten mitzubringen, weil ihr sehr viel daran gelegen wäre, einen treuen und gewissenhaften Menschen in ihrem Dienste zu haben. Dies alles geschah ungefähr im Anfange des May. Ich schrieb erst an meinen Sohn, schilderte ihm meine traurige Lage, und meldete ihm zugleich den Ort, wo ich mich künftig aufhalten würde, und wohin er seine Briefe an mich zu richten hätte. Freylich war ich jetzt arm, denn mein ganzes Vermögen be-

stand in wenigen Louisd'or, die ich mir gespart hatte. Mit diesem Gelde machten wir uns auf den Weg, und zwar zu Fuß, indem meine Armuth mir nicht erlaubte, die Reise mit einem Fuhrwerk zu unternehmen.

Ich übergehe die Unbequemlichkeiten dieser sauren Reise, die noch mehr dadurch vermehrt wurden, daß der Greis immer hilfloser und matter wurde, statt daß er mir hätte zu einiger Unterstützung dienen sollen. Wenige Meilen waren alles, was wir in einem Tage zurücklegen konnten; ich trug ein Päckchen mit Kleidungsstücken; neben mir ging der alte Mann, der eben solche Last trug, und jeden Augenblick unter den Beschwerlichkeiten der Reise erliegen wollte. Dazu kam noch der schlechte Weg, der uns entkräftete und unsre Kleidung abriß. Besonders wuchs unser Elend, je näher wir Heims kamen, wo unsre Kräfte und mein Geld beynahе verzehrt waren. Doch auch diese Art des Leidens sollte noch erhöht werden. Wir blieben eines Abends



nahe bey Rheims auf einem Dorfe; es hielt schwer, ehe wir unterkamen, indem man uns für Bettler hielt; doch da ich endlich den Wirth durch Thränen und Schwüre von meinem Stande und der Absicht meiner Reise überzeugt hatte, wies uns derselbe eine Kammer an, die einem Stalle ähnlich war. Ein dürftiges Abendbrod labte uns, und wir saßen ermattet auf das Stroh nieder, das uns zum Lager dienen sollte, und schliefen bald ein. Mitten in der Nacht wurde ich durch ein ängstliches Seufzen und Stöhnen erweckt, — ich horchte — noch einige Male hörte ich dieses Seufzen, und nun war alles still. Ich legte mich wieder nieder; aber — wer denkt sich wohl mein Erschrecken, da ich des Morgens meinen Gefährten todt auf der Streu liegen sah! Ich sprang auf und rüttelte ihn; aber vergebens! In der Angst stürzte ich zur Kammer hinaus, um Hülfe zu suchen. Der Wirth erschien. Ich glaubte Mitleid bey ihm zu finden; aber er stieß mich zurück, fluchte

und tobte, daß ich ihm einen Bettler ins Haus gebracht hätte, den er nun müsse begraben lassen. Alle meine Mühe, ihn zu besänftigen, war vergebens. Er schickte zu dem Richter des Dorfes, und mit der Angst einer Mißethäterin erwartete ich diesen, indem ich mich des Gedankens an Zuchthaus oder Gefängniß gar nicht erwehren konnte. Unstreitig war diese Zwischenzeit eine der schrecklichsten Stunden meines Lebens. Mein ganzes Vermögen bestand in einigen Thalern, und mit diesen sollte ich eine Reise zurücklegen, auf der mir es nicht nur an Bequemlichkeit, sondern an allen Bedürfnissen fehlte; überdem mußte ich befürchten, daß vielleicht meine ganze Baarschaft an den Wirth fallen würde, der uns Nachtlager gegeben hatte. Unter diesen Gedanken und Vorstellungen kam der Richter zurück — ich mußte wie eine Verbrecherin eine Menge, oft alles Gefühl beleidigender Fragen über meinen Stand und über die Absicht meiner Reise beantworten; da

aber nichts auf den Richter Eindruck machte, erklärte ich mich, so lange in einem Gefängniß zu bleiben, bis ich Antwort von der Gräfin D. auf einen Brief bekommen würde, den ich in seiner Gegenwart schreiben, und den er selbst besorgen möchte. Dies bestimmte seinen Entschluß. Er sprach mich frey von der Bezahlung im Wirthshause, gebot mir aber, das Dorf so bald als möglich zu verlassen. Dies that ich ohne Bedenken und fühlte in diesem Augenblick mein Leiden nicht, denn ich hatte größeres Unglück befürchtet. Allein so bald ich auf der Heerstraße war, fiel mich die Vorstellung meiner traurigen Lage mit doppelter Kraft an. — Ich mußte still stehen, um mich einigermaßen zu sammeln; aber je kälter meine Ueberlegung wurde, desto schrecklicher waren die Vorstellungen, die mich, wie den Mörder das böse Gewissen, marterten.

Ich setzte mich neben dem Wege unter einen Baum, und betrachtete mich als das

unglücklichste Wesen auf dem Erdboden. Meine Kräfte waren durch die vielen Austritte so erschüttert, daß ich eine Krankheit befürchten mußte; in der Nähe wußte ich keine Seele zu finden, die sich meiner angenommen hätte; Geld hatte ich beynah gar nicht mehr; alle meine Kleidungsstücke waren in den kläglichen Umständen, und ich war nahe dabey, entweder zu betteln, oder meinem Leiden durch Selbstmord ein Ende zu machen. Selbst zum Gebet hatte ich kein Zutrauen mehr. Halb sinnlos versank ich in eine Art von Schummer.

Jetzt weckte mich der Tritt eines Pferdes und die Stimmen einiger Menschen aus der Betäubung, in welche mich mein unübersehbares Elend gestürzt hatte. Ich blickte auf, und sahe einen jungen französischen Soldaten, der auf einem Ackerpferde ritt, neben welchem ein bejahrter Landmann herging. Ich rief sie an. Sie bemerkten mich und da sie mich weinen sahen, lenkte der Soldat sein Pferd zu mir.

„Wer sind Sie? und wohin soll die Reise  
„gehen?“ frug er.

Ich stand auf, „Freund,“ — sagte ich —  
„habt Mitleiden mit mir — ich muß meinen  
„Geist aufgeben, wenn Ihr Euch meiner nicht  
„erbarmt.

„Nun woran fehlt's denn?“ fiel er  
mir ein.

„Ach,“ — antwortete ich — „ich bin aus  
„eben dem Stande, in welchem Ihr seyd —  
„mein Mann ist Soldat gewesen, und einen  
„Sohn habe ich, der es auch ist. Jetzt will  
„ich nach Paris.

„Das ist noch ein weiter Weg,“ — sagte  
er. — „Kommen Sie nur erst mit uns, denn  
„die Nacht ist nahe, und hier unter freyem  
„Himmel können Sie doch unmöglich bleiben;  
„kommen Sie, in unserm Hause ist Quartier  
„genug.“

Ich folgte, und mit unbeschreiblicher An-  
strennung erreichte ich das Dorf, in welchem  
dieses jungen Mannes Eltern wohnten. Jetzt

erst erfuhr ich, daß der alte Landmann der uns begleitete, der Vater des jungen Kriegers war, den er zu seiner Unterstützung und Hülfe bey der Feldarbeit von seinem Regimente abgeholt hatte. So bald wir vor seiner Wohnung angekommen waren, standen einige junge Mädchen mit der Mutter vor der Hausthür. Die Freude über die Ankunft des Vaters und des jungen Menschen war groß; aber eben so herzlich die Theilnahme, die sie mir bezeigten. Man gab mir zu essen, machte mir ein Lager, und ich schlief bald so ruhig und fest ein, daß ich alle meine Leiden vergaß.

Des anderns Morgens gab ich mich diesen rechtschaffnen Leuten zu erkennen.

Sie erstaunten, denn bis jetzt hatten sie mich für eines gemeinen Soldaten Frau gehalten. Zugleich entdeckte ich ihnen die Absicht meiner Reise, und da sie einsahen, daß es mir unmöglich war, meinen Weg in meiner jetzigen Lage fortzusetzen, so hörte ich wohl, daß sie in ihrer Sprache sich beredeten, mich  
so

so lange bey sich zu behalten, bis meine Schwachheit vorüber sey, und ich im Stande wäre, diese beschwerliche Reise zu unternehmen. Der junge Mann kam zu mir.

„Hören Sie Madam,“ — fing er an, — „es ist nicht möglich, daß Sie Ihre Reise jetzt „fortsetzen können. Sie sind schwach und „müßten unterwegs liegen bleiben. Wir lassen Sie nicht eher gehen, bis Sie völlig im „Stande sind, sich auf den Weg zu machen.“ — Ich nahm das Erbot an, und sah, wie sehr sich die guten Leute freueten, daß sie Gelegenheit hatten, sich einer Unglücklichen anzunehmen. Mein Wunsch war nur, der Grafin zu schreiben, ihr meine Lage zu entdecken, und sie zu bitten, mir zu meiner Ueberkuufe nach Paris behülflich zu seyn.

Da es diesen Leuten an Schreibmaterialien fehlte, ging der junge Mann zu dem Geistlichen des Dorfs, und erzählte ihm meine Geschichte. Dieser vortrefliche Mann, auf den meine Begebenheiten Eindruck gemacht

hatten, kam selbst, und brachte mir alles zum Schreiben Nöthige. Ich schrieb und schilderte der Gräfin meine ganze traurige Lage. Der redliche Geistliche übernahm die Bestellung meines Briefes, und schon in der folgenden Woche bekam ich Antwort, wobey ein Päckchen Kleidungsstücke und Geld befindlich war. Ich nahm mir nun einen Wagen, beschenkte die Töchter des Hauses, verließ die redliche Familie unter vielen Danksayungen, und kam in wenigen Tagen in Paris an. Die Gräfin empfing mich wie ihre Mutter; sie that alles um mir mein bisheriges Leiden vergessen zu machen. Dies gelang ihr; denn die Güte und Freundschaft meiner Wohlthäterin verwischten den Ueberrest des Kummers aus meinem Herzen. Besonders aber trug der Brief meines Sohnes dazu bey, den ich einige Monate nach meiner Ankunft in Paris erhielt. Er schrieb:



Meine theure verehrungswürdige Mutter.

„Verzeihung, daß ich erst jetzt Ihren Brief  
 „aus Longwy beantworte. Es war nicht  
 „Nachlässigkeit oder ein geringerer Grad  
 von Theilnahme an den traurigen Schicksa-  
 „len, die Sie trafen; sondern wirklich über-  
 „häufte Geschäfte, die mich bisher hinders-  
 „ten, Ihnen von mir Nachricht zu geben.  
 „Ich will es jetzt thun; und da ich gewiß  
 „weiß, daß mein Glück auch Ihr Herz zur  
 „Freude stimmt, so will ich Ihnen gleich  
 „im Anfange meines Briefes sagen, daß ich  
 „glücklich bin, so glücklich wie ein Sterb-  
 „licher nur seyn kann. Denn außer der  
 „Gnade meines Königes habe ich noch das  
 „Glück, geliebt zu werden — geliebt zu  
 „werden von einem Mädchen, die alle Ei-  
 „genschaften besitzt, mir die Tage meines  
 „Lebens zu Tagen des Himmels zu machen.  
 „Doch ich muß Ihnen den Anfang meines  
 „Glücks erzählen.

„Es ist Ihnen bekannt, daß wir beim  
 „Anfange dieses Feldzuges in Sachsen ein-

„rückten, mit den braven Kriegern dieses  
 „Landes uns vereinigten, und die Grenze  
 „von Böhmen besetzten. Mehrere Wochen  
 „standen wir da, die ich bloß dem Dienst  
 „widmete, ohne daß irgend etwas vorfiel,  
 „was auf mein Schicksal Einfluß gehabt hätte.  
 „Wir hatten einen Posten im Gebirge mit dem  
 „Regimente besetzt, in welchem ich diene.  
 „Hier traf sichs, daß ich mitten in der  
 „Nacht commandirt wurde, auf einen andern  
 „Posten zu rücken, um den Einfällen kleiner  
 „rer Streispartheyen der Kaiserlichen Ein-  
 „halt zu thun. Ich unternahm dieses Ge-  
 „schäfte und stand bis an den Morgen auf  
 „dem mir angewiesenen Standpunkte. Es  
 „war schon helle, als ich einige hundert  
 „Schritte vor mir einen Schuß fallen hör-  
 „te, und zugleich ein Rufen nach Hülfe ver-  
 „nahm. Ich wurde aufmerksam — übertrug  
 „dem unter mir stehenden Fähndrich die Auf-  
 „sicht über den Posten, und ging mit eini-  
 „gen Kotten dem Orte zu, von woher ich  
 „das Geschrey gehört hatte. Auf einmal

„erblickte ich in einem hohlen Wege einen  
 „Wagen, neben ihm zwey Damen, die von  
 „einigen Kroaten umgeben waren, welche  
 „eben im Begriff standen, sie zu plündern.  
 „Sie wurden von meinen Leuten überfallen  
 „und ergaben sich sogleich, bis auf einen,  
 „der mir durch den Hut schoß, aber dafür  
 „auch gleich von einem meiner Leute todt  
 „gestochen wurde.

„Ich nähete mich den Damen. „Haben  
 „Sie tausend Dank,“ — sagte die ältere,  
 „daß Sie mich und meine Tochter retteten.“

„Ich antwortete; aber was ich sagte, weiß  
 „ich jetzt nicht mehr, denn der Anblick des  
 „schönen Mädchens, die zitternd neben ihr  
 „Mutter stand, beschäftigte mich zu sehr.  
 „Kaum konnte ich mich erkundigen, wer sie  
 „wären, und ihnen meinen Namen nennen,  
 „als ich hörte, daß bey meinem Posten ge  
 „feuert wurde. Ich überließ den Damen auf  
 „ihr Bitten zwey meiner Soldaten, die sie  
 „zum nächsten Dorfe brachten, von da sie  
 „sicher zu den Ihrigen kommen konnten.

„Auf meinem Posten fand ich alles ruhig,  
 „und dies war mir um desto lieber, da ich  
 „mich nun in meiner Seele mit dem schö-  
 „nen Mädchen beschäftigen konnte, deren  
 „Netter ich war, und die auf mich so star-  
 „ken Eindruck gemacht hatte.“

„Kaum war ich des Mittags von meinem  
 „Posten abgedöst, als sich ein Sächsischer Of-  
 „ficier bey mir melden ließ. Ich nahm ihn  
 „an. Es war ein vortrefflicher junger Mann,  
 „von schönem Ansehen.

„„Ich komme, Herr Kamerad,“ — sagte  
 er, — „Ihnen im Namen meiner Mutter  
 „„und Schwester den verbindlichsten Dank  
 „„zu sagen. Sie waren ihr Netter, und  
 „„ich versichre Sie, daß beyde, so wie  
 „„ich, Ihre edle Handlungen zu schätzen  
 „„wissen. Wir alle ersuchen Sie, uns heu-  
 „„te die Ehre und das Glück Ihres Be-  
 „„suches zu gönnen.“

„Gerade dies war was ich wünschte; denn  
 „ich hatte schon überlegt, auf welche Art  
 „ich nun am besten Eingang in eine Fam-

„lie finden könnte, in deren Mitte ich das  
 „Glück meines Lebens hervor schimmern  
 „sah. Mit Freuden nahm ich das Anerbieten  
 „an, und nach einer halben Stunde ritt ich  
 „mit diesem Officier nach dem benachbarten  
 „Dorfe, welches eins der Güter dieser Fa-  
 „milie war.

„Ich erzählte Ihnen, — beste Mutter, —  
 „nichts von dem Empfange. Dank und  
 „aufrichtige Aeußerung, daß sie die Wohl-  
 „that fühlten, die ich Ihnen erwiesen hat-  
 „te, waren in ihrem ganzen Betragen zu  
 „sehen, und ich kann wirklich nicht bestim-  
 „men, wer von dieser Familie den andern  
 „an Artigkeit übertraf. Spät verließ ich  
 „dieses Haus, und wußte nicht, daß ich den  
 „andern Tag ein noch größeres Glück zu  
 „erwarten hatte. Unser Regiment wurde in  
 „dies Dorf gelegt, und ich bekam mein Quar-  
 „tier auf dem Gute, wo ich von jetzt an  
 „wie Kind angesehen wurde. Wie glücklich  
 „fühlte ich mich, da ich dem holden Mäd-  
 „chen so nahe war, die mich so allmächtig

„gefesselt hatte. Die Zeit, in der ich vom  
 „Dienst frey war, widmete ich gänzlich  
 „dem Umgange mit dieser Familie. Meine  
 „Reisen und Spaziergänge waren nun meine  
 „ganze Unterhaltung, denn ich unternahm sie  
 „in Gesellschaft meiner Louise und ihres  
 „Bruders. Ich entdeckte ihr meine Liebe —  
 „und unsre Herzen wurden eins. Sie selbst  
 „war die erste, die ihren Bruder zum Ver-  
 „trauten unsrer Harmonie machte, und in  
 „meiner Gegenwart ihn bat, mein Ge-  
 „such um sie bey ihren Eltern zu unterstüt-  
 „zen. Er versicherte mich seiner Freund-  
 „schaft und seiner Mitwirkung, meinen Wunsch  
 „nach Louisens Besitz befördern zu helfen.“  
 „Eine Gelegenheit, der Mutter meine Ab-  
 „sichten zu entdecken, fand ich bald. Ein  
 „Geburtstag am sächsischen Hofe wurde bey-  
 „nahe im ganzen Lande gefeyert, und auch  
 „wir bestimmten diesen Tag zu einem all-  
 „gemeinen Feste. Louise war größtentheils  
 „meine Tänzerin, so wie sie auch am Tische  
 „meine Nachbarin war. In einer Pause

„des Tanzes ging ich mit der Mutter allein  
 „im Saal herum, und entdeckte ihr meine  
 „Neigung zu Louise.“

„„Ich würde mich verstellen,“ sagte sie,  
 „wenn ich sagen wollte, daß ich Ihre  
 „Absicht noch nicht gemerkt hätte. Ich  
 „habe nichts gegen diese Verbindung; im  
 „Gegentheil wünsche ich, daß wenn meine  
 „Tochter glücklich wird, sie es an Ihrer  
 „Hand seyn möge. Sie retteten mir und  
 „meiner Tochter Leben und Ehre; wir  
 „sind zu sehr Ihre Schuldnerinnen, als  
 „daß Sie zu befürchten hätten, wir wür-  
 „den Ihnen diese Bitte abschlagen. Auf  
 „meine Einwilligung können Sie rechnen;  
 „aber — ich fürchte Sie werden viele  
 „Hindernisse finden.“

„Meine Freude können Sie sich denken,  
 „liebe Mutter, — ich dankte in den wärm-  
 „sten Ausdrücken, und sahe nun einem Glück  
 „entgegen, das mir durch die Hoffnung, mei-  
 „ne Wünsche erfüllt zu sehen, entgegen  
 „blühte. Louise kam zu uns — ich erzähl-

„te, wie ihre vortreffliche Mutter sich gedau-  
 „hert habe, und wir beschlossen nun auch  
 „dem Vater unsre Liebe zu entdecken, und  
 „ihn um seine Einwilligung zu bitten.“

„Sie sehen, theuerste Mutter — wie glück-  
 „lich ich jetzt bin, und welche glückliche Aus-  
 „sicht noch hinter dem Schleier der Zukunft  
 „für mich verborgen ist. Auch Sie sollen  
 „noch glücklich werden — meine Mutter —  
 „wenn Sie erst unter uns leben; und in  
 „unsrer Mitte Ihr bisheriges Leiden ver-  
 „gessen. Der Himmel gebe uns nur bald  
 „Frieden, dann sind alle meine Wünsche  
 „erfüllt.“

Dieser Brief trug viel zu meiner Zufrie-  
 denheit bey. Ich sah einer ruhigen Zukunft  
 entgegen; sah meinen Sohn glücklich, und  
 hatte noch das Vergnügen, daß die Gräfin  
 den lebhaftesten Antheil an seinem Glück nahm.  
 In der Antwort an meinen Sohn athmete  
 nichts als Hoffnung, und mein mütterliches  
 Herz ergoß sich in Glückwünschen. So un-



ter Hoffnung auf frohe Zeiten; so im Arm der Freundschaft und im Genuß der Güte der Gräfin verging mir Ein Jahr, ohne daß etwas Außerordentliches mich weiter getroffen hätte. Jeder Brief meines Sohnes war Beweis seines Glücks, und jede Zeile von ihm gab mir neuen Anlaß auf ein sorgenfreyes und ruhiges Alter zu rechnen, denn ich sah im voraus, daß ichs im Umgange mit ihm genießen würde. Hoffnung ist ja einmal das Gängelband, an welchem die Vorsehung den Menschen leitet; warum hätte ich nicht hoffen sollen?

Ich kann den Leser nicht besser von der Geschichte meines Sohnes und von seiner Hoffnung unterrichten, als wenn ich seine eigenen Briefe, die er mir theils aus Sachsen, theils aus seiner Garnison schrieb, hier einrücke. Siege hören mit zu meiner Geschichte, weil mit seinem Glück meine frohe Aussicht wuchs; aber auch mit seinem Leiden meine ganze Hoffnung scheiterte. Er schrieb mir noch im May 1779.

„Endlich, theure Mutter, kann ich Ihnen die  
 „Nachricht geben, daß der Friede sehr na-  
 „he ist, und daß wir nächstens nach unsern  
 „Standquartieren zurückgehen werden. Ehe  
 „ich dies thue, werde ich erst Louisens Va-  
 „ter für mich und für mein Wohl zu be-  
 „stimmen suchen. Wie ich dies am besten  
 „und am zweckmäßigsten thun kann, haben  
 „mich Louise und ihre Mutter unterrichtet.  
 „Er hat sein ganzes Glück dem berühmten  
 „Grafen Brühl zu verdanken; und hat sich  
 „in so weit nach diesem gebildet, daß er  
 „mit ihm Ahnenstolz und Haß gegen alles,  
 „was Preuße heißt, gemein hat. — Man  
 „muß ihm das zu gute halten, wenn ers  
 „nicht zu arg macht. Louise entdeckte mir,  
 „daß ihr Vater schwerlich in unsre Verbün-  
 „dung willigen würde, weil ich Preuße sey.  
 „Sie gab nicht undeutlich zu verstehn, ich  
 „möchte in sächsische Dienste gehen, dann  
 „würde ihr Vater sich nicht einen Augen-  
 „blick weigern, mir ihre Hand zu geben.  
 „— Doch, Mutter — daraus wird nichts,

„und lieber gebe ich alle meine Hoffnungen  
 „und alle meine Ansprüche auf Louisen auf,  
 „ehe ich das thue. — Doch, — was soll ich  
 „schon im voraus nur auf den schlimmsten  
 „Fall denken? Das Loos ist geworfen, es  
 „falle wie es wolle; ich will das meinige  
 „thun.“ 2c.

Ich ahndete gleich einen neuen Streich  
 des Schicksals. Die Gräfin wollte mich be-  
 ruhigen, und suchte daher, mich in meiner  
 Hoffnung zu bestärken; aber alle ihre Grün-  
 de und alle ihr Zureden waren nicht im Stan-  
 de, meine Seele aufzuheitern. Endlich schrieb  
 mir mein Sohn im Junius aus seinem Stand-  
 quartier:

„Meine theure Mutter!“

„Meine Hoffnung scheint mich täuschen zu  
 „wollen; ich befinde mich jetzt an einem  
 „Scheidewege, und weiß nicht, welchen ich  
 „gehen soll, um glücklich zu werden? Soll  
 „ich Louisen entsagen, und einen andern in

„ihren Armen glücklich sehen? Gerechter  
 „Gott, es ist zu viel verlangt! Soll ich  
 „Friedrichs Fahnen verlassen, meinem Va-  
 „terlande untreu werden, und vielleicht gar  
 „in der Folge gegen dasselbe streiten? Da  
 „wäre der Preis zu klein! Doch, ich eile  
 „Ihnen den ganzen Vorfall zu erzählen, der  
 „mich zu dem Anfange des Briefes ver-  
 „mochte.“

„Unserm Regimente wurde der Friede be-  
 „kannt gemacht, da es eine Stunde von  
 „dem Orte cantonirte, in welchem Louise  
 „wohnte. Ich ritt mit dieser fröhlichen  
 „Nachricht nach dem Gute des Herrn von  
 „N. Zum Glück begegnete ich Louisen, die  
 „mit ihrer Mutter einen Spaziergang mach-  
 „te. Beide nahmen herzlichen Antheil an  
 „der Friedensbothschaft, und wünschten sehn-  
 „lich, den Herrn von N. für mich einneh-  
 „men zu können. Unter vielen Verathschla-  
 „gungen, wie er am besten auf unsre Seite  
 „zu bringen, und am ersten seine Einwilli-  
 „gung geben würde, kamen wir auf dem

„Schloffe an. Ich ließ mich sogleich bey  
„ihm melden.“

„ „Sie wissen, gnädiger Herr,“ sagte ich,  
„ „daß der Frieden geschlossen ist, und zu-  
„ „gleich wissen Sie von Ihrer Frau Ge-  
„ „mahlin und Ihrer Fräulein Tochter, wie  
„ „sehr dieser Frieden dann zu meinem Glücke  
„ „beitragen kann, wenn Sie die Gnade  
„ „für mich haben wollen, mein Gesuch an-  
„ „zuhören und meine Bitte zu erfüllen.  
„ „Ich liebe Ihre Fräulein Tochter, — Sie  
„ „liebt mich, und nur Ihre Einwilligung  
„ „kann uns ganz glücklich machen. Diese  
„ „ists um die ich jetzt bitte; lassen Sie mich  
„ „keine Fehlbitte thun; das Glück Ihres  
„ „Kindes so wie das meinige hängt da-  
„ „von ab.“

„ „Ich würde Ihr Gesuch sogleich erfüllen,“  
antwortete er, „denn ich weiß die Ehre zu  
„ „schätzen, die Sie meinem Hause dadurch  
„ „erweisen; allein — Verzeihung, daß ich  
„ „Ihnen dies gerade heraus sage — ich  
„ „habe wirklich bedeutende Gründe gegen  
„ „diese Verbindung — die —

„Die Du Dir einbildest, und die, bey  
 „Lichte besehen, viel von ihrer Bedeutung  
 „verlieren“ — fiel seine Gemahlin ihm in  
 „die Rede. —

„Es bleiben doch immer Gründe eines  
 „Waters,“ antwortete er, — „die ich Dir  
 „bey der nächsten Gelegenheit allein er-  
 „klären werde.“

„Du kannst sie immer dem Herrn Lieu-  
 „tenant hören lassen“ — sagte sie, —  
 „er ist uns nicht fremd, mir und meiner  
 „Tochter hat er das Leben gerettet.“ —

„Es sind Gründe, die ich Dir bey Ge-  
 „legenheit sagen, und auch die Deinigen  
 „beantworten will.“

„Beantworte sie nur jetzt — Wenn der  
 „Mann, der ein Mädchen mit Gefahr sei-  
 „nes eigenen Lebens vom gewissen Tode  
 „rettet, nicht Ansprüche machen sollte;  
 „so möchte ich wissen, wer es dann könn-  
 „te?“

„Lieber Herr Lieutenant,“ — sagte er  
 „zu mir, — „Sie werden mich Ihnen ver-  
 bindlich

„hindlich machen, wenn Sie von Ihrem  
 „Gefuch so lange ganz schweigen, bis wir  
 „allein sind. — Ich bin gleich wieder  
 „bey Ihnen.“

„Mit diesen Worten verließ er das Zim-  
 „mer; — ich bat die Frau von N., mich  
 „lieber mit ihrem Mann allein zu lassen:  
 „weil ich glaubte, daß dies das einzige Mit-  
 „tel wäre, wenn ich mich in seinen Willen  
 „fügte, um ihn für mich zu bestimmen. Sie  
 „that es, als ihr Mann wieder hereintrat.“

„Ich wiederholte nochmals mein Gefuch;  
 „er hörte mich mit einer Miene an, die  
 „nichts hoffen und nichts fürchten ließ. End-  
 „lich fing er an:“

„Lieber Herr Lieutenant, Sie erzeigen  
 „mir, wie gesagt, durch Ihr Gefuch die  
 „größte Ehre; allein ehe ich Ihnen be-  
 „stimmte Antwort gebe, so muß ich erst  
 „über Einiges hinlängliches Licht haben,  
 „was manchem Kleinigkeit scheint, mir  
 „aber sehr wichtig ist. Erlauben Sie mir  
 „daher einige Fragen an Sie zu thun,

- „ „deren aufrichtige Beantwortung ich mit  
„ „Recht verlangen kann. Wie stehts um  
„ „Ihre Familie?“  
„ „Um meine Familie? wie nehmen Sie  
„ „das?“  
„ „Nun — wie stehts mit Ihrem Adel?  
„ „Sie sind doch wirklicher Edelmann? Sie  
„ „haben doch Ahnen, wie ein Edelmann  
„ „sich haben muß? Ich weiß recht gut, daß  
„ „man jetzt anfängt, die dumme Meinung  
„ „zu haben, daß Verdienste den Adel aus-  
„ „machen, und daß der Sohn eines Bür-  
„ „gerlichen dem Staat eben so viel Ehre  
„ „machen könnte, als ein Edelmann von  
„ „altem stiftsfähigem Adel; — aber ich hoffe  
„ „Sie werden darüber ganz gewiß anders  
„ „denken. — Ihr Herr Vater war?“  
„ „Major in Preussischen Diensten, und  
„ „blieb vor Dresden.“  
„ „Das will ich nicht wissen, ich meyne,  
„ „ob er Edelmann war?“  
„ „Ja.“  
„ „Und Ihr Herr Großvater?“



„ „War Obrister in frantzösischen Dien-

„ „sten, und auch Edelmann.“

„ „Und dessen Herr Vater?“

„ „War Obrist bey den Franzosen. Er

„ „zeichnete sich bey den Oesterreichern sehr

„ „aus, deren Feldzügen gegen die Türken

„ „er als Volontair bewohnte.“

„ „Sind Ihnen die weitem Vorfahren

„ „nicht bekannt?“

„ „Kein einziger.“

„ „Haben Sie keinen Stammbaum von

„ „Ihren Ahnen?“

„ „Darum hat sich keiner meiner Vor-

„ „fahren bekümmert. Mein Vater hatte

„ „den Orden pour le merite vom Könige

„ „von Preußen; mein Großvater den Franz-

„ „sösischen, und mein Urgroßvater den

„ „Kaiserlichen Orden. Alle meine Vorfahren

„ „waren brave Soldaten, bekamen im

„ „Dienste des Vaterlandes Wunden, und

„ „blieben größtentheils auf dem Schlach-

„ „felde mit dem Ruhm tapferer Krieger,

„Das ist, was ich Ihnen von der Geschichte meiner Familie erzählen kann.“

„Beynahe sollte ich auf den Argwohn kommen, als ob Sie eine reine und unverfälschte Abstammung von altem Adel für eine Kleinigkeit ansehen. Sie scheinen wirklich die Vortheile zu verkennen, die es hat, von einer solchen Familie abzustammen. Ich will Sie jetzt von meinen Ahnen unterrichten, und Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen die Vorzüge eines jeden von meinen Vorfahren auseinandersetze.“

„Er führte mich an einen Stammbaum, der mitten im Zimmer hing, und mit dem Anstande eines Bänkelsängers trat er vor denselben und fing an:

„Ich bin der einzige Sohn meines Vaters, der unter Friedrich August dem Dritten Obrister war, wie Sie hier sehen. Bemerken Sie hier die beyden Schwerdter, die ihm der Kurfürst in sein Wapen schenkte. — Sein Vater war

„ „Minister unter Johann Georg dem Zwen-  
„ „ten. Er stammte von diesem ab, den  
„ „Sie hier als Minister Johann Georgs  
„ „des Ersten sehen. Der Kurfürst Christian  
„ „der Zwente hatte den Vater desselben  
„ „als Gesandten nach Wien geschickt, wo  
„ „derselbe am Kaiserlichen Hofe eine gro-  
„ „ße Rolle spielte. Der Vater war unter  
„ „August dem Ersten ein tapferer General.  
„ „Hier bemerken Sie einen meiner Vor-  
„ „fahren, den Vater des vorigen, den No-  
„ „rzig zu seinem intimsten Freunde gewählt  
„ „hatte. Ich könnte Ihnen noch schriftli-  
„ „che Beweise zeigen, wie dieser Fürst mit  
„ „meinem Vorfahren Ein Herz und Eine  
„ „Seele war. Hier finden Sie einen mei-  
„ „ner Vorfahren unter Friedrich dem Er-  
„ „sten, der von diesem Fürsten an den Kay-  
„ „ser Sigismund geschickt wurde, um die  
„ „Sache wegen der Kurfürstenwürde ins  
„ „Reine zu bringen. Ich werde Ihnen  
„ „nachher einige Briefe dieses Kayfers zei-  
„ „gen, aus denen Sie sehen werden, wie

„ „mein Vorfahr am Hofe zu Wien stand.  
 „ „— Ja Ja, Sie mögen es glauben oder  
 „ „nicht, bis ins 8te Jahrhundert, bis zu  
 „ „Wittekind's Zeiten, kann ich Ihnen mei-  
 „ „ne Familie hernennen.“  
 „ „Eben so ist's mit meiner Frau, ob die  
 „ „se gleich zu meinem größten Herzeleid  
 „ „wenig daraus macht. Sie hat den Grund-  
 „ „satz, der jetzt so allgemein Mode wird,  
 „ „daß Verdienste mehr gelten, als adeli-  
 „ „ches Blut; gerade als obs ein größeres  
 „ „Verdienst gäbe, als alten stiftsfähigen  
 „ „Adel. Ich machte es ihr aber bey uns-  
 „ „rer Verheyrathung zur Bedingung,  
 „ „mir einen Stammbaum von ihrer Famis-  
 „ „lie vorzuzeigen, den Sie hier sehen.  
 „ „Ihr Vater war Edelmann, der in Po-  
 „ „len auf seinen Gütern lebte. Sein Va-  
 „ „ter diente unter August als General;  
 „ „der Großvater war Feldherr unter So-  
 „ „bieszky und half Wien entsetzen. Der  
 „ „Vater desselben war Minister unter Ula-  
 „ „dislaus dem Vierten, und so sehen Sie

„ hier alle die Vorfahren meiner Frau un-  
 „ ter Stephan Bathori, unter Sigismund  
 „ dem Ersten, unter Albrecht dem Ersten,  
 „ unter Casimir dem Vierten bis auf das  
 „ Jahr 1000, wo ihr Ahnherr unter Mie-  
 „ cislav dem Ersten lebte, und diesen Ab-  
 „ nig auf seinem Throne beschützte.“

„ Sie werden mir es glauben, meine bes-  
 „ ste Mutter, daß ich unter diesem Gewäsch,  
 „ in welchem die seeligen Ahnen die Spe-  
 „ cial-Revüe passiren mußten, die größte  
 „ Langeweile hatte. Endlich hieß er mich  
 „ niedersetzen, und nun glaubte ich Gelegen-  
 „ heit zu finden, meine Bitte nochmals vor-  
 „ zutragen. Aber nun fing er an die Geschich-  
 „ te der quästionirten Vorfahren en detail  
 „ zu erzählen. Da war dieser und jener als  
 „ General in dieser und jener Schlacht ge-  
 „ wesen; dieser hatte ein neues Theater bauen  
 „ lassen; jener hatte im Hussiten- und die-  
 „ ser im dreyßigjährigen Kriege so oder so  
 „ viel Ländereyen ans Gut gebracht oder dies  
 „ und jenes Dorf gebauet. So mußte ich

„zwey Stunden aushalten. Endlich fing  
„er an:

„ „Sehen Sie, mein Vester, das heiße ich  
„ „auf Adel halten. Das alles, was ich  
„ „Ihnen jetzt erzählt habe, wußte ich in  
„ „meinem zehnten Jahre auswendig. Wohl:  
„ „te Gott, meine Kinder könnten es auch.“

„Das Lachen war mir nahe; doch es war  
„der Vater meiner Louise, und deswegen  
„mußte ich mich schon überwinden. Es wurde  
„mir schwer, doch Louise war der Preis. Er  
„fuhr fort:

„ „Könnten Sie mir von Ihres Herrn  
„ „Vaters Familie einen ähnlichen Stamm:  
„ „baum zeigen, so würden Sie mich Ih:  
„ „nen sehr verbindlich machen.“

„ „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß  
„ „sich meine Familie nicht auf dies Stw:  
„ „dium gelegt hat. Sie waren alle Sol:  
„ „daten, und hatten dazu nicht Zeit. —

„ „Aber Ihre Frau Mutter? die stammt  
„ „doch wahrscheinlich aus einer sehr guten  
„ „Familie?“

„ „Aus einer vortreflichen Familie. Ihr  
 „ „Vater war Unterthan des Königes von  
 „ „Frankreich, hatte ein Amt in E. und  
 „ „hieß Werner.“  
 „ „Ganz gut; aber der Familien-Name?“  
 „ „War Werner.“  
 „ „Also von Werner. Dann sind Sie  
 „ „ja wohl mit der ungarischen Familie  
 „ „von Werner verwandt, die bey Neutitz  
 „ „scheu und Comorra so ansehnliche Güter  
 „ „hat? Ein gewisser Johann Paul von  
 „ „Werner war Kayserlicher Obristlieutenant  
 „ „unter Ebergeni Husaren; seine Gemah-  
 „ „lin war eine geborne von Streit. Der  
 „ „Sohn ging in Preussische Dienste.“  
 „ „Bitte um Verzeihung,“ — sagte ich,  
 „ „— Ihr Großvater hieß Werner schlecht-  
 „ „weg, war Amtmann in E. am Rhein;  
 „ „sein Vater war Prediger und sein Groß-  
 „ „vater war Färber in Oppenheim. Alle  
 „ „waren grundehrliche Leute, die den  
 „ „Ruhm ihrer Rechtschaffenheit mit ins  
 „ „Grab genommen haben. Stammbäume

„und Güter haben sie nicht hinterlassen;  
 „aber das Andenken an manche gute Hand-  
 „lung, die sie den Nothleidenden erzeig-  
 „ten; und das gilt hier bey Rechtschaff-  
 „nen, und dort im Himmel mehr als  
 „Klasterlange Stammbäume.“

„Ich wünschte in diesem Augenblick Mah-  
 „ler zu seyn, um das Gesicht des Mannes  
 „zeichnen zu können, dessen ganzes System  
 „ich dadurch umgestoßen hatte. Ich sah ihm  
 „den innern Kampf an, indem er überlegte,  
 „ob ers wagen dürfte, mir wegen dieser  
 „Eortise hart zu begegnen; oder ob er mich  
 „lieber auf eine gute Art zu entfernen su-  
 „chen müsse.“

„Ich finde es sonderbar,“ — fing er an,  
 „— daß Sie es darauf anzulegen schei-  
 „nen, meine Vorfahren herabzusetzen.“

„Das ist meine Absicht ganz und gar  
 „nicht — im Gegentheil ehre ich diese  
 „Männer, wie sie es verdienen. — Doch  
 „lassen Sie uns hiervon abbrechen, und  
 „verzeihen Sie mir, wenn mir etwa ein



„Ausdruck entwischt wäre, der beleidigend seyn könnte. Nur beantworten Sie mir die Frage: Wollen Sie mich in Ihre Familie aufnehmen, und trauen Sie mir es zu, daß ich durch mein übriges Gute, und durch meinen guten Willen, Ihrer Familie Ehre zu machen, das ersetzen werde, was mir an Vorfahren und Ahnen fehlt?“

„Ehe er mir diese Frage beantwortete, kam seine Gemahlin mit Louisen herein. Ich ging letzterer entgegen, ergriff ihre Hand, und führte sie vor ihren Vater.“

„Sehen Sie, gnädiger Herr, dies Mädchen liebt mich — ihre Mutter freuet sich über unser Glück, und ihre Freude würde wie mein Glück vollkommen seyn, wenn Sie uns nicht trennen. Machen Sie Ihr Kind glücklich, und mich zugleich. Ich versichre Sie, Sie werden den Augenblick einst noch segnen, in welchem Sie sich zu unsrer Verbindung entschlossen.“

„Er sah uns an.“

„Kinder,“ — sagte er zu seiner Frau  
 „und Tochter, die ihn zugleich baten,“ —  
 „ihr wißt, wie gern ich euch glücklich ma-  
 „chen wollte; aber hier ist mir es beyna-  
 „he unmöglich. Seht es doch nur selbst  
 „ein — wie kann ich meine Tochter ei-  
 „nem Manne geben, dessen Mutter eine  
 „Bürgerliche ist? Was würden eure Ver-  
 „wandten in Voten dazu sagen, wenn ge-  
 „rade ich es wäre, der unsre Familie, die  
 „so viel auf reinen und alten Adel hält,  
 „herabsesen wollte?“

„Ich weiß nicht, Mutter — wie ich den  
 „Ausdruck, „herabsesen“ so gelassen anhö-  
 „ren konnte; doch Louise war der Preis!  
 „— Diese stand ganz betrübt neben mir.“

„Sei nur unbesorgt, meine Tochter,“  
 „sagte die Mutter, „dein Vater läßt sich  
 „gewiß noch zureden. Laß mich nur al-  
 „lein mit ihm sprechen. Er hat das beste  
 „Herz. Ihr sollt sehen, daß er noch ein-  
 „willigen wird.“

„Sie brachte wirklich alles vor, was zur  
 „Erreichung unserer Absicht nöthig war;  
 „aber vergeblich.“

„Du bestehst auf Deinem Willen,“ sagte  
 „sie endlich, „Louisen dem Herrn Lieutenant  
 „nicht zu geben; Du bist Vater, und  
 „hast Recht über Deine Kinder; allein  
 „ich bin Mutter, und habe gleiches Recht.  
 „Ich kenne Deine Absicht, dem Kammerer  
 „herrn von B. Deine Tochter zu geben;  
 „aber ich versichre Dich — will Louise  
 „diesen nicht, so verbitte ich alle Verei-  
 „dung zu einer Verbindung, die mein Kind  
 „unglücklich macht. Bist Du meiner Mei-  
 „nung, meine Tochter, so sage es frey  
 „heraus.“

„Ja“ — sagte diese, — „soll ich gezwun-  
 „gen werden dem Ketter meines Lebens  
 „und meiner Ehre meine Hand zu ver-  
 „weigern, so heyrathe ich wahrhaftig  
 „nicht. Verzeihen Sie, mein Vater, die-  
 „sen Entschluß; Gott im Himmel weiß es,  
 „ich kann nicht anders handeln.“

„Dies schien zu wirken. Der Vater war:  
 „de nachdenkend, und sah mich mit einer  
 „sonderbaren Miene an, in welcher eben so  
 „wohl Verachtung als Gewährung meiner  
 „Bitte liegen konnte. Endlich fing er an:“  
 „ „Ich muß gestehen, daß mir es wirk-  
 „ „lich nicht ganz angenehm ist, Ihnen  
 „ „gerade als dem Reiter meiner Tochter  
 „ „einige Verbindlichkeit schuldig zu seyn,  
 „ „und bedaure daher, daß Sie nicht von ei-  
 „ „ner Familie herkommen, die der mein-  
 „ „gen gleichkommt. Doch da dies nun  
 „ „nicht zu ändern ist, so mag's hingehen.  
 „ „Aber noch eins — so lange Sie d e n  
 „ „Rock tragen, machen Sie sich ja keine  
 „ „Hoffnung auf meiner Tochter Hand; da-  
 „ „von gehe ich gewiß nicht ab, — die Unt-  
 „ „form ist mir zuwider.“  
 „ „Dies verdros mich.“ „Ich kann Ihnen  
 „ „das nicht so ganz verdenken,“ sagte ich,  
 „ „Sie handeln nach Esprit de Corps. Bey  
 „ „Kesselsdorf und Pirna war dieser Rock  
 „ „allen Ihren Landsleuten noch mehr zu

„wider. — Doch ich finde das eigen von  
 „Ihnen, daß mein Stand als Preussischer  
 „Officier Ihnen zum Hinderniß dienen  
 „muß, mir Ihre Tochter zu geben. Dies  
 „sen Rock gab mir mein König, ich habe  
 „gesucht ihm Ehre zu machen, und ich  
 „werde ihn nie ablegen, so lange noch  
 „ein Blutstropfen in mir fließt.“

„Dann sehe ich im Voraus, daß Sie  
 „den Vorschlag, den ich Ihnen thun woll-  
 „te, schwerlich annehmen werden.“

„Und der wäre!“

„Gehen Sie in unsre Dienste, und ich  
 „nehme Sie sogleich zu meinem Schwie-  
 „gersohn an, Wollen Sie das?“

„Nein,“ — war meine Antwort.

„Ja dann bedaure ich herzlich.“

„Ist das Ihre ganze Antwort, gnädig-  
 „ger Herr?“

„Er zuckte die Achseln: „Ja!“

„Nun — so habe ich meine Abfertigung.“

„Ich empfahl mich.“

„Er begleitete mich bis an die Treppe,  
„und Louise sagte mir beim Weggehen:  
„Halten Sie sich nur noch einige Stun-  
„den hier im Orte auf, ich muß Sie noch  
„sprechen.“ Ich versprach dies. Gegen  
„Mittag erhielt ich durch den Bedienten  
„ein Billet, mit der Aufforderung in dem  
„Schloßgarten zu erscheinen. Ich fand dort  
„Louisen mit ihrem Bruder, der sich sehr  
„über seines Vaters Betragen beklagte. Er  
„sagte mir, daß er freylich Schwierigkeiten  
„befürchtet, aber nie geglaubt hätte, daß es  
„sein Vater so weit treiben würde. Louise  
„war in einer Stimmung der Seele, in wels-  
„cher man auf alle Hülfsmittel Verzicht  
„thut, und doch zugleich jedes Hülfsmittel  
„wählt, sich zu retten. Wir überlegten,  
„wählten, verwarfen, — und fanden kein  
„Mittel zur Erreichung unseres Glücks. Ich  
„ging mit Louisen die Allee auf und nieder,  
„und hätte wirklich nicht viel Ueberredung  
„nöthig gehabt, sie zu bewegen, sich von  
„mir entführen zu lassen. Doch ein gewisses  
„Gefühl

„Gefühl vom Waterfluch hinderte mich in  
 „diesem flüchtigen Vorfaß. O daß ich ihn  
 „doch damals ausgeführt hätte! Die Mut-  
 „ter kam und rieth uns zur Geduld, indem  
 „sie uns Hoffnung machte, daß ihres Man-  
 „nes Entschluß sich vielleicht noch ändern  
 „würde. — In dieser Lage verließ ich die-  
 „sen Garten, eilte zu meinem Regiment,  
 „und trat mit demselben den Rückmarsch  
 „nach W. an. Hier bin ich nun, Mutter —  
 „Louise wird mir schreiben, und die Zeit  
 „mag meine Hoffnungen erfüllen!“

---

Man wird mich glauben, daß durch diesen  
 Brief vieles von meinem bisherigen Glück  
 verlohren ging. Ich liebte meinen Sohn,  
 und er verdiente es auch. Sein Glück war  
 ihm so nahe gewesen, und in dem Augenblick,  
 da er seiner heißesten Wünsche Erfüllung er-  
 warten konnte, mußte er seinen Hoffnungen  
 entsagen. Selbst darüber machte ich mir Vor-  
 würfe, daß ich, auf eine entfernte Weise,

durch meine Abstammung Schuld daran seyn konnte, daß sein Plan scheiterte, ob ich mir gleich im Grunde keinen eigentlichen Vorwurf darüber zu machen hatte. Die Gräfin that alles, um mich aufzuheitern; sie stellte mir vor, daß der Herr von N. gewiß noch den Bitten seiner Tochter und den Vorstellungen seiner Gemahlin Gehör geben würde. Meines Sohnes Brief beantwortete ich, und suchte selbst alles auf, ihn zu beruhigen und neue Hoffnungen in seiner Seele hervorzubringen. Allein ein Schreiben von ihm benahm mir selbst alle Hoffnung. Er entdeckte mir seine ganze Lage, woraus ich schließen konnte, daß es ihm, bis auf den Punkt seiner Herzensangelegenheit, recht wohl ginge. Er schrieb mir:

„Wenn Sie, theure Mutter, auf die Lage  
 „meines Herzens sehen, ja dann muß ich  
 „das Gegentheil sagen. Ich werde unglück-  
 „lich durch einen Mann, dessen Thorheit  
 „und Eigensinn Unmöglichkeiten von mir



„fordern. Louise hat mir geschrieben. Auch  
 „sie leidet viel; denn bey der Krankheit ih-  
 „rer Mutter fehlt ihr die Hauptstütze, auf  
 „welche sie sich verlassen konnte. Eintiegen  
 „der Brief von ihr wird im Stande seyn,  
 „Ihnen die Lage zu schildern, in welcher  
 „das gute Mädchen sich befindet. — Mutter,  
 „ich möchte rasen, wenn ich alles so denke;  
 „ich bin keiner von den Leuten, die den  
 „Krieg sehnlich wünschen; aber auf Ehre!  
 „jezt wollte ich, wir stünden als Feinde bey  
 „G. — Doch — Sie sehen, wie grausam  
 „das Schicksal mit uns spielt. Warum muß  
 „Louise gerade die Tochter dieses Mannes,  
 „warum muß ich gerade so sehr für meines  
 „Königs Dienste eingenommen seyn, daß ich  
 „sie mit keinen andern vertauschen will?  
 „Mutter, mit der ganzen Welt möchte ich  
 „es aufnehmen, und im ungleichen Kampfe  
 „meinen Tod, oder meine Louise finden. —  
 „Doch mein Entschluß ist gefaßt. Ich wa-  
 „ge, was ich wagen kann. Fragen Sie nicht  
 „weiter, welche Mittel ich wähle, und auf

„welchem Wege ich mir meine Louise er-  
 „kämpfen will. — Es steht alles auf dem  
 „Spiel — ich muß alles wagen.“

Ich las Louisens Brief; und wenn je  
 heiße Liebe die Feder geführt hatte, so war  
 es in diesem Briefe geschehen. Der Vater  
 bestand auf seinem Vorsatz; die Mutter war  
 krank und dem Tode nahe; der Bruder ver-  
 lobt mit einer Verwandtin des Kammerherrn,  
 eben desjenigen, den Herr von N. für Loui-  
 sen bestimmt hatte. — Sie schrieb am Ende  
 ihres Briefes:

„Was soll ich anfangen? Jeden Augenblick  
 „werde ich vom Vater gezwungen, und vom  
 „Bruder überredet, den Kammerherrn zu  
 „wählen, der nie aufhört, mich mit seinem  
 „saden Geräusch und seinen hirnlosen Schmei-  
 „cheleyen zu verfolgen. Selbst meine Mut-  
 „ter bittet mich auf ihrem Krankenbette,  
 „nachzugeben. O! wenn ich nur das Ende  
 „meiner Leiden erst vor mir sähe! Jedes  
 „Mittel, was nur einigermaßen Rettung ver-

„spricht, will ich mit offenen Armen ergreifen.  
 „Mein Vater hat mir schon bekannt gemacht,  
 „daß ich nach meiner Mutter Tode nach  
 „Warschau ziehen soll, wo der Kammerherr  
 „ansehnliche Güter und Verwandte hat. —  
 „Wenn es Dir möglich ist — rette mich!  
 „— wäre ich nur jetzt das ärmste Mädchen  
 „das ich kenne, man würde mich dann ge-  
 „wiß nicht zwingen, einen Mann zu neh-  
 „men, dem Feigheit, Schmeicheln und La-  
 „ster auf der Stirn stehen, der die Thrä-  
 „nen und die Flüche so mancher Verführten  
 „auf seinem Gewissen hat; der nicht mein  
 „erster Freund und Begleiter auf dem Wege  
 „des Lebens, sondern nur Herr meiner Gü-  
 „ter werden will. O laß nicht Liebe für  
 „dein Vaterland stärker in deinem Herzen  
 „seyn, als Liebe zu mir. Nimm meines Va-  
 „ters Vorschlag an; auch hier in meinem  
 „Vaterlande erwartet Dich Ehre und Ruhm.  
 „Geh Dir aber Dein Vaterland über Alles,  
 „so wähle jeden Weg mich zu retten, ich  
 „folge gern.“ — —

Ich muß gestehn — ich schauderte — da ich diese Briefe gelesen hatte. Ich sah auf der einen Seite die heiße Liebe eines Mädchens — auf der andern den Muth meines Sohnes, der durch die Liebe verstärkt wurde, und dann keine Schwierigkeiten scheuete. Selbne Hitze, das unverkennbare Erbtheil von seinem Vater, war ohne Grenzen, wenn er gereizt wurde, und jedes Mittel, es mochte mit der größten Gefahr verbunden seyn, war ihm willkommen, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichen konnte.

Meine Angst war nicht vergeblich — ich kannte ihn und wußte was er wagte, wenn er erst sein Wort gegeben hatte.

Wenige Monate nachher bekam ich einen Brief aus S., dessen Anfang mich schon schreckte.

„Trösten Sie sich — Mutter — Sie sind nicht  
 „allein unglücklich gewesen; auch ich bins  
 „jezt, da ich hier als Gefangener auf eine

„lange Zeit außer Thätigkeit gesetzt bin.  
 „Ich leide, weil ich für Louisen zu viel  
 „magte. Doch lesen Sie meine unglückliche  
 „Geschichte:

„Sie werden mir glauben, daß ich keinen  
 „andern Gedanken Platz gab, und daß ich  
 „alle meine Seelenkräfte nur auf den einen  
 „Punkt übte, ein Mittel zu finden, wie ich  
 „Louisen retten könnte. Gerade da ich die-  
 „sen Zweck zu erreichen im tiefen Nachden-  
 „ken versunken war, erhielt ich einen Brief  
 „von Louisen. Sie schrieb, „daß es nur noch  
 „einen Monat Zeit wäre sie zu retten.  
 „„Sie würde im Januar nach Warschau  
 „reisen, indem ihre Mutter todt sey. Va-  
 „ter, Bruder und der verhasste Kammer-  
 „herr redeten ihr zu und wollten sie zu  
 „einer Heyrath zwingen, die sie verab-  
 „scheuen müsse. Könnte ich sie retten, und  
 „wenns auch durch Entführung geschähe,  
 „so mögte ichs wagen.“

„Ich weiß nicht — Mutter — war es  
 „ein Ohngefähr, oder war es mein feindsel-

„ges Schicksal, daß ich gerade in diesem Au-  
 „genblick den Brief von Louisen erhielt, denn  
 „eben hatte ich den Plan gefaßt, sie zu ent-  
 „führen, wenn sie diesen Schritt billigte.  
 „Ich überlegte eben jetzt, ob sich eine Ent-  
 „führung mit den Gesetzen der Ehre meines  
 „Standes, und mit der Achtung, die ich  
 „Louisens Vater schuldig war, zusammen-  
 „reimen ließ, als gerade der Brief ankam,  
 „der mich nun alle Bedenklichkeiten verges-  
 „sen machte und zu diesem unglücklichen  
 „Schritt bestimmte.

„Ich ging zum Commandeur, und bat ihn,  
 „mir auf einige Wochen Urlaub zu geben.  
 „Meine Liebe war ihm bekannt; er sah  
 „meine Eile, mit der ich den Urlaub for-  
 „derte, und mit einer bedenklichen Miene  
 „nahm er mich bey der Hand:

„ „Mein Sohn — sagte er — Sie führen  
 „ „etwas im Schilde, was ich allensfalls  
 „ „errathen wollte. Sagen Sie mir auf-  
 „ „rechtig: hat Ihre Reise Bezug auf das  
 „ „Fräulein v. R?“

„Ja.“  
 „Also wollen Sie nach G?“  
 „Ja.“  
 „Und daselbst?“  
 „Will ich mir das mit Gewalt verschaf-  
 fen, was mir Ehreheit und Unrecht ver-  
 sagt.“  
 „Haben Sie auch alle Mittel versucht,  
 das durch Güte zu gewinnen, was Sie  
 mit Gewalt erzwingen wollen?“  
 „Alle Mittel, die ein ehrlicher Mann  
 nur versuchen kann. Ich rettete das  
 Mädchen; sie liebt mich, Mutter und  
 Bruder wünschen diese Verbindung; und  
 der Vater will darum nicht zugeben, daß  
 ich seine Tochter heyrathe, weil ich die-  
 sen blauen Rock und keinen weißen trage.“  
 „Er zuckte die Achseln.“ „Vaterrechte  
 sind heilige Rechte. Nehmen Sie sich  
 um Gotteswillen in Acht. Wir stehen  
 jetzt mit dem Sächsischen Hofe in einem  
 guten Vernehmen. — Ein Kammerherr  
 will in Sachsen schon etwas sagen, —

„die Sache könnte vor den König kommen,  
 „und Sie hätten dann die Folgen davon  
 „zu tragen. Beynahe versage ich Ihnen  
 „den Urlaub. —“

„Endlich aber gab er meinen Bitten nach,  
 „indem er mich recht väterlich ermahnte, ja  
 „nichts zu unternehmen, wodurch ich mir  
 „Unglück, ihm aber Verdruß und Ungelegen-  
 „heit zuziehen könnte. Es ging mir nahe,  
 „Mutter, daß ich die Warnungen dieses  
 „Mannes, den ich wie meinen zweiten Va-  
 „ter zu verehren Ursach hatte, nicht so er-  
 „füllen konnte, wie er es wünschte, und wie  
 „es für mich besser gewesen wäre. — Doch  
 „versprach ichs; und nun verließ ich ihn.

„Ich hatte unter dem hiesigen Corps der  
 „Officiere einen Freund, den Lieutenant von  
 „M . . . , dem ich mich nothwendig gemacht  
 „hatte. Auf seine Klugheit und seinen Muth  
 „konnte ich rechnen. Er hatte Urlaub, den  
 „ganzen Winter bey seinen Eltern zuzubrin-  
 „gen, die auf einem Gute an der sächsischen  
 „Grenze wohnten. Auf mein Schreiben kam



„er ganz heimlich zu mir, und da ich ihn  
 „sehr geneigt zur Unternehmung des Aben-  
 „theuers fand, so überlegten wir, wie es  
 „am besten anzufangen sey, Louisen glücklich  
 „zu entführen. Für sichere Correspondenz mit  
 „meiner Geliebten durch einen Dritten hatte  
 „ich gesorgt; daher konnte ich sie sogleich  
 „von unserm gefassten Plan unterrichten.  
 „In dem Dorfe, wo sie wohnte, war keine  
 „Kirche; daher schrieb ich ihr, sie mögte  
 „den ersten Weihnachtstag auf ein benach-  
 „bartes Dorf fahren, welches ich ihr nannte,  
 „und daselbst die Kirche besuchen. Ich wür-  
 „de mit einem Wagen daselbst seyn, und so-  
 „gleich mit ihr abreisen. —

„Der Lieutenant M . . . und ich reisten  
 „nun, um desto weniger auf unsrer Reise er-  
 „kannt zu werden, in bürgerlicher Kleidung  
 „ab, und erreichten die sächsische Grenze  
 „und das bestimmte Dorf, in welchem wir  
 „uns für Kaufleute ausgaben, die ihre Ge-  
 „sellschaft erwarteten. Mutter, die Nacht  
 „vor der Ausführung meines Plans vergesse

„ich nie! Die Unruhe und Ungewißheit, in  
 „welcher ich schwebte, die Hoffnung des Ge-  
 „lingens, und die Furcht, daß mein Unter-  
 „nehmen mißglücken könnte, beschäftigten  
 „mich so sehr, daß kein Schlaf mein Auge  
 „schloß. — Einen treuen Bedienten, der  
 „unser Kutscher war, hatte ich mitgenommen;  
 „diesem befahl ich, alles im Stande zu hal-  
 „ten, wenn wir etwa bald fahren würden.  
 „Eben hatte man zur Kirche geläutet, als  
 „ich einen Wagen ankommen hörte, der vor  
 „eben dem Wirthshause still hielt, in wel-  
 „chem wir uns befanden. Ich ging herun-  
 „ter, und machte mir ein Geschäft auf dem  
 „Hausflur, damit mich Louise, die gerade  
 „mit dem Kammerherrn aus dem Wagen  
 „stieg, bemerken mögte. Dies geschah, sie  
 „gab mir ein Zeichen, und lehrte nach ihr  
 „rem Wagen zurück, als ob sie etwas ver-  
 „gessen hätte. Ich bemerkte, daß sie etwas  
 „auf eine Karte schrieb. Nun kam sie wie-  
 „der ins Haus, ließ den Kammerherrn, der  
 „mit ihr gekommen war, vorangehen, und

„warf die Karte neben mir nieder, auf wel-  
 „che ich mit dem einen Fuße trat, damit sie  
 „Niemand bemerken sollte. — Ich las auf  
 „derselben die Worte:

„ „Nur geschwind, denn mein Vater und  
 „ „der Bruder des Kammerherrn kommen  
 „ „gleich nach.“ —

„Mehr brauchte ich nicht zu wissen. Ich  
 „rief den Herrn v. N., meinen Gefährten;  
 „der Kutscher fuhr den Wagen vor, in dem  
 „Augenblick, da der Wagen des Kammer-  
 „herrn auf den Hof gefahren wurde. N. . .  
 „setzte sich in den Wagen, Louise kam die  
 „Treppe herab, stieg in der größten Geschwin-  
 „digkeit in denselben, ich folgte, schlug den  
 „Schlag zu, und mit der Schnelligkeit eines  
 „gescheuchten Wildes verließen wir das Dorf.  
 „Bennähe eine halbe Meile waren wir ge-  
 „fahren, als wir in einen hohlen Weg ka-  
 „men, und in dem Augenblick den Wagen  
 „des Herrn von N. vor uns sahen, der fest-  
 „gefahren war, da wir nicht mehr umkeh-  
 „ren konnten. N. . . hatte noch die Ge-

„genwart des Geistes, Louisen zu sagen, daß  
 „sie sich in den Wagen niederlegen sollte;  
 „er selbst ging hin, und half den Wagen  
 „des Herrn v. N. losmachen, die Pferde  
 „hinter den Wagen hangen, und so aus dem  
 „hohlen Wege bringen. Eine Viertelstunde  
 „war darüber vergangen; jetzt waren wir  
 „im Freyen, und glaubten schon allen Hin-  
 „dernissen entgangen zu seyn, als neben uns  
 „Rufen und Lärm entstand. Ich sahe aus  
 „dem Wagen; eine Menge Bauern stürzten  
 „auf unsern Kutscher zu und befahlen ihm  
 „zu halten. Jetzt kamen auch der Herr von  
 „N., der Kammerherr und sein Bruder.

„ „Hier wirts was sezen, lieber M. . .“  
 „sagte ich.

„ „Laß mich nur sorgen,“ war seine Ant-  
 „wort, mit welcher er den Schlag aufriß,  
 „und auf den Hock sprang. Nun zog er  
 „seine Pistole. „Den ersten, der ein Pferd  
 „„anrührt,“ rief er den Bauern zu „schieß  
 „„ich durch den Kopf!“ Die Bauern wi-  
 „chen zurück, und wahrscheinlich würden

„wir entkommen seyn, wenn uns nicht meh-  
 „rere beurlaubte sächsische Soldaten in eben  
 „dem Augenblick begegnet wären.

„Diesen rief der Herr v. N. zu; sie fielen  
 „den Pferden in die Zügel, und wir mußten  
 „still halten. Ich stieg aus dem Wagen.  
 „Der Herr v. N. erkannte mich.

„ „So? sind Sie der feine Herr, der sol-  
 „che Streiche unternimmt? — sagte er —  
 „ „Nun wir wollen uns sprechen, nur Ges-  
 „ „duld!“ Er ging an den Wagen wo er  
 „Louisen halb todt vor Schrecken antraf.

„ „Nun, nur heraus! Das ist wahr, du  
 „ „bist ein feines Kind, läufft mit einem  
 „ „Menschen davon, dessen Mutter bürger-  
 „ „lich ist! Herr Kammerherr, treten Sie  
 „ „doch näher! — Sehen Sie, das ist der  
 „ „Herr, der mir mein Kind stehlen will,  
 „ „das ich ihm nicht gutwillig geben wollte.“

„Louise saß immer noch im Wagen.  
 „ „Nun soll ich Dir noch einmal befehlen  
 „ „zu kommen?“ Mit diesen Worten er-  
 „ „griff er ihren Arm. — Ich stieß ihn zurück

„ „Herr v. N. — sagte ich — nicht von  
 „ „der Stelle! Ich jage Ihnen bey meiner  
 „ „Ehre den Degen durch die Rippen, wenn  
 „ „Sie Hand an Louisen legen!“ Mit dies-  
 „ „sen Worten zog ich den Degen. Der  
 „ „Herr v. N. floh, und der Kammerherr  
 „ „wollte mir von hinten in den Arm fallen.  
 „ „Kaum sah dies N. als er ihn so nachdrück-  
 „ „lich über den Kopf hieb, daß ihm das Blut  
 „ „übers Gesicht floß. Ich rief meinem Kuts-  
 „ „scher zu, fortzufahren; doch die Bauern  
 „ „verhinderten dies. — Louise mußte nun  
 „ „aussteigen, N. und ich nahmen sie in die  
 „ „Mitte, und wir machten Miene, bis auf  
 „ „den letzten Blutstropfen sie und uns zu  
 „ „vertheidigen. Doch wir wurden übermannt,  
 „ „und mußten Louisen fahren lassen, die sich  
 „ „sogleich in ihres Vaters Wagen setzen  
 „ „mußte. —

„ „Ich könnte Sie hier gleich als Arres-  
 „ „tanten behalten, — fing der Herr von N.  
 „ „an; — aber das will ich nicht thun. Ich  
 „ „dem Richter werden Sie nicht entgehen! —  
 „ „Mit

„Mit diesen Worten verließ er uns, und  
 „nahm seine Tochter, den Kammerherrn und  
 „das ganze Gefolge der Bauern mit. Die  
 „Stimmung, in welcher wir waren, kann ich  
 „Ihnen, meine beste Mutter, nicht beschrei-  
 „ben. Still und niedergeschlagen fuhren wir  
 „fort, bis sich M. von mir trennte, und wie-  
 „der zu seinen Eltern reiste, indes ich zum  
 „Regiment eilte.

„Ungefähr 8 Tage war ich dort, als der  
 „Adjutant zu mir kam, und mir Arrest an-  
 „kündigte. Ich folgte. Der Commandeur  
 „kam zu mir auf die Wache.

„ „Was habe ich Ihnen vorher gesagt?“  
 „sagte er „ „Sehen Sie, das sind nun die  
 „ „Folgen Ihrer Tollkühnheit und Ihres  
 „ „Eigensinns, da Sie auf meine Warnun-  
 „ „gen nicht hörten. Sie haben sich in eis-  
 „ „nen schlimmen Handel gewagt, und Sie  
 „ „riskiren Cassation. Wo haben Sie denn  
 „ „Ihr Nachdenken gehabt, daß Sie glau-  
 „ „ben konnten, Unternehmungen dieser Art  
 „ „in einem fremden Lande würden Ihnen

„fren durchgehen? — Doch ich will Ih-  
 „nen keine Vorwürfe machen; ich über-  
 „lasse es Ihrer eigenen Beurtheilung,  
 „wie fehlerhaft Sie gehandelt haben. Nur  
 „sagen Sie mir — wer war Ihr Gesell-  
 „schafter?

„Verzeihen Sie, Herr Obrist — meinen  
 „Begleiter kann ich nicht nennen; ich  
 „würde schlecht handeln, wenn ich dies  
 „thäte. Meine Strafe will ich tragen;  
 „aber nie durch meine Aussage Jemanden  
 „unglücklich machen, der um meines Glücks  
 „willen alles wagte.

„Nun so mögen Sie sich im Arrest be-  
 „sinnen, ob Sie ihn nennen wollen, oder  
 „nicht.“ “ Er verließ mich.

„Den folgenden Tag nahm die Untersu-  
 „chung ihren Anfang. Der Herr v. R. hatte  
 „meinem General alles übertrieben erzählt,  
 „und durch einige Vornehme am sächsischen  
 „Hofe auf hinreichende Bestrafung gedrun-  
 „gen. — Doch Mutter, was soll ich mich  
 „lange bey dieser schrecklichen Szene verwei-



„len? Mein Urtheil war: Fünf Jahre in  
 „S. auf der Festung als Arrestant zu blei-  
 „ben, und dann die Königl. Preussischen  
 „Dienste zu verlassen!

„Schrecklich! Die Dienste schimpflich zu  
 „verlassen, für die mein Vater starb! — —  
 „— Das einzige was mich freut, oder doch  
 „wenigstens mich beruhigt, ist, daß M . . .  
 „nicht unglücklich wurde. — —

„Sie sehen, meine beste Mutter, ich habe  
 „nichtsverhehlt, was ich that, und eben so  
 „offenherzig schildere ich Ihnen mein Lei-  
 „den. Ich fühlte im Voraus, wie sehr es  
 „auch Sie kränken wird, aber gönnen Sie  
 „mir ja Ihr Mitleid. Es reuet mich, daß  
 „ich den kühnen Schritt wagte; aber ich  
 „konnte auf keine andre Art zu meinem  
 „Zweck gelangen, als auf die, welche ich  
 „wählte, und die mich unglücklich machte.  
 „Sie glauben nicht — wie es mich beynah  
 „zur Verzweiflung bringt, wenn ich denke  
 „daß Louise vielleicht jetzt gezwungen wird,  
 „den verwünschten Kammerherren zu heyrat

„then; wenn ich mir vorstelle, daß sie viel  
„leicht jetzt nach meine Hülfe ruft, und  
„ich dann fühle, daß ich Gefangener bin!  
„Ihr Bild schwebt mir immer vor den Au-  
„gen; immer sehe ich sie, wie man sie nach  
„dem Wagen schleppte, wie sie fühllos und  
„betäubt folgte! Ach Mutter — dann habe  
„ich Stunden, wie der zum Tode Verur-  
„theilte sie nicht haben kann! Mitten in  
„der Nacht wache ich auf, ich höre Louisen  
„wimmern, will sie retten, und höre dann  
„nichts, als das Anrufen meiner Schild-  
„wacht, die mich an mein grausames Loos  
„erinnert. Doch was hilft alles Klagen!  
„Wir scheinen dazu bestimmt zu seyn, un-  
„glücklich zu werden. Jede Hoffnung, die  
„uns zu Theil wird, lächelt uns nur darum  
„freundlich, daß sie uns täuschen will; jede  
„Freude, die sich uns in der Ferne zeigt,  
„scheint sich nur darum uns zu zeigen, da-  
„mit sie uns desto geschwinder aus dem Auge  
„verschwindet, wenn wir nach ihr haschen  
„wollen.“

Wie ich diesen Brief bis ans Ende lesen konnte, und woher ich die Kraft bekam, ihn der Gräfin nochmals laut vorzulesen, begreife ich nicht. — Die in demselben enthaltenen Nachrichten, die Vorstellung von meines Sohns Aufenthalt, den meine Angst mir noch viel schrecklicher machte, als er vielleicht war, und die Leiden aller meiner gescheiterten Hoffnungen wirkten so stark auf mich, daß eine Krankheit die Folge davon war. Die Gräfin wollte mich beruhigen; aber ich sah es ihr an, daß sie außer ihren Thränen nichts hatte, was mir Trost geben konnte. Es ist wahr, ich lebte jetzt ohne Noth und Sorge für meinen Unterhalt in der Gräfin Hause; aber wer war Bürge, daß sie immer so gegen mich handeln würde? Konnte sie nicht sterben, und hatte ich dann nicht wieder das traurige Loos von Longwy zu erwarten, welches mich zur Bettlerin machte? Ich machte mir diese Vorstellung oft, aber ich konnte sie doch mit dem Trost bekämpfen: wenn dich auch alles hier

verläßt, und wenn die Gräfin sterben sollte, so hast du doch einen Sohn, der dich mit offenen Armen aufnimmt, und gern deines Alters Stütze seyn wird. Meine Absicht war es wirklich, zu meinem Sohn zu ziehen, indem ich es mir zur Sünde anrechnete, auf Kosten der Gräfin in Paris zu leben. Aber wie vereitelte mein Schicksal meine Hoffnungen! Ein Zwischenraum von 5 Jahren, in welchem mein Sohn außer Dienst und Thätigkeit sich bloß mit seinem unglücklichen Verhängniß und mit seiner unglücklichen Liebe beschäftigte, wie viel nachtheilige Folgen mußte er für ihn haben! Doch auch dieser schreckliche Zeitraum verging. Mein Sohn schrieb mir, daß er in einigen Monaten seines Arrests würde entlassen werden, und zugleich legte er eine Bittschrift bey, um in der französischen Armee als Officier Dienste zu bekommen. Es war im Jahr 1785 da er nach Paris kam. Meine Freude, ihn wieder zu sehen, war so groß, daß ichs übersah, wie sehr Arrest und Kums

mer über seine unglückliche Liebe ihn älter gemacht hatten. Er meldete sich nochmals persönlich, und wurde nun in das Schweizerregiment Castella, welches in Versailles stand, als Lieutenant angestellt. Er war immer noch ein ausgezeichnet schöner Mann, und da er die Zeit seiner Gefangenschaft dazu angewendet hatte, sich in allen Wissenschaften zu vervollkommen, so geschah es, daß er bald von seinem und andern Generalen bemerkt und bey jeder Gelegenheit vorgezogen wurde. Nun schien mir ein neues Glück entgegen zu glänzen. Mein Sohn war mit mir in einem Lande, war mir nahe, ich konnte ihn sprechen, so oft ich wollte; ich war also nicht mehr die unglückliche Fremde in Paris.

So vergingen mehrere Jahre, und mit jedem Tage derselben konnte ich neue Hoffnung haben, daß die letzte Zeit meines Lebens die glücklichste für mich seyn würde. Selbst im Jahre 1789, da die schreckliche Revolution ausbrach, die mein Unglück auf die höchste

Stufe brachte, schien sich mein Glück vermehren zu wollen, denn das Schweizerregiment, in welchem mein Sohn diente, kam mit mehreren andern nach Paris. Mein Sohn wohnte nun bey der Gräfin und mir, und ich sah es sehr gern, daß diese ihn vorzog und er sie verehrte. Eine Verbindung unter beyden hätte mein Glück vollkommen gemacht, und war wahrscheinlich. Die Gräfin war schön, und was meines Sohns Liebe zu ihr noch vermehrte, war, daß sie die Wohlthäterin und Retterin seiner Mutter war, die er so sehr liebte. Endlich erklärte ihr mein Sohn seine Liebe und der Tag der Verbindung wurde bestimmt. Doch das Schicksal wollte es anders; wer konnte widerstehen?

Die Unruhen in Paris fingen an, den höchsten Grad zu erreichen. Die ganze Regierungsform wurde geändert, und die Partey des Volks bekam die Oberhand. Kein Tag verging, an welchem nicht neue Mordscenen, von denen immer eine schrecklicher war als die

andre, sich zutragen. So manchen Freund verlohren wir in dieser Empörung, so mancher endigte sein Leben unter Schwerdtstreichen, oder am Laternenstricke, dessen Tod unser Herz verwundete und uns mit den Schrecknissen eines gleichen Todes dräucte. Keine Nacht erquickte uns durch ruhigen Schlaf; und kein Tag verging, an welchem nicht der Tod in tausenderley Gestalt uns umschwebt hätte. Der Pöbel zog in den Straßen umher, schleppte die Leichname der Ermordeten mit sich fort, und übte seine schändliche Rache noch an zerstückten Körpern aus. Mehrere der Vornehmen flohen, und sahen das Ihrige mit dem Rücken an. Bloss die Hoffnung auf bessere Zeiten blieb ihnen übrig. Die rasende Wuth des aufgebrachtten Pöbels kannte keine Grenzen; er tritt nicht sowohl gegen die Königl. gesinnten, als vielmehr gegen die Menschheit. Zerschmetterte Leichname der Kinder lagen auf den Straßen neben den erschlagenen Eltern.

Grausen und Verwüstung schwebte über Frankreichs Hauptstadt wie ein Todes-Engel.

Die Gräfin hatte schon mehrere Wochen Anstalt zur Abreise gemacht, aber sie immer noch aufgeschoben, da sie diese Reise mit mir allein nicht unternehmen wollte. Eines Tages saßen wir zusammen, und beschäftigten uns mit der Einrichtung unsrer Flucht, welche wir bey den Scenen, die wir an jedem Tage erlebten, nun als unvermeidlich ansahen. Wir hörten Fern auf der Straße; Schießen und Rufen tönte bis in unser Zimmer, als ein junger Mann von vornehmen Ansehn, ohne Hut und in der schrecklichsten Verzwehlung zu uns hereinstürzte und um Gotteswillen bat, ihn zu verbergen. Es war ein Graf, der neben unserer Wohnung einen Pallast hatte, jetzt aber überfallen wurde, und sich durch die Flucht zu retten suchte. Wir erschrocken; aber noch mehr, da der wüthende Haufen ihn auch hier verfolgte, den Erschrocknen bey den Haaren ergriff, die Treppen herunter schleppte und



vor seiner eigenen Hausthür aufhing. — Des folgenden Tages hatte die Gräfin Besuch, und bey diesem wurde die Flucht beschlossen. In der Nacht darauf verließen wir Paris, und glaubten nun allem Unglück entgangen zu seyn, da wir die Thore dieser Stadt hinter uns hatten.

Doch wir irrten uns indem wir dieses glaubten. Schon hielt es schwer, nur aus der Stadt zu kommen; und wir würden wahr scheinlich schon im Thor arretirt worden seyn, wenn nicht zu allem Glück unser Kutscher einige der Nationalgardisten gekannt hätte, die das Thor besetzt hielten. Er ließ sich mit diesen ins Gespräch ein, und durch seine Ueberredung gewonnen, öffneten sie dasselbe, und ließen uns fahren. Zu unserm größten Schrecken wurden wir gewahr, daß der Geist der Empörung auch auf dem Lande seine blutige Fackel schwang. Tausend verworfne Bösewichter, von noch größern Bösewichtern angeführt, durchstrichen unter dem ehrwürdigen Namen: Ket-

ter des Vaterlandes und der Freyheit, das Land, und plünderten und raubten, da Niemand ihnen widerstand. Mehrere-mahl waren wir in Gefahr, von diesen Rasenden ermordet zu werden, und oft entgingen wir blos durch ein Wunder ihrer Habsucht und Wuth. Schon waren wir Deutschlands Grenze nahe, und freueten uns im Voraus der Ruhe, die wir daselbst genießen würden, als wir in einem Dorfe, eine Meile von der Grenze, zu bleiben genöthigt wurden. Es war spät, da wir daselbst ankamen, und kaum hatten wir uns in ein Zimmer begeben, als mehrere junge Nationalsoldaten in dasselbe traten, und uns sehr aufmerksam betrachteten. Ihr ganzes Benehmen stößte uns Furcht ein. Endlich nahete sich einer mit der Frage: „Wer wir wären? „und wohin die Reise gehen sollte?“ „Nach „Deutschland,“ sagte ich, „wir sind Deutsche „und wollen nach unserm Vaterlande zurück.“ „So zeigen Sie uns einen Paß; dann „können Sie reisen.“

„Den haben wir nicht gefodert, und hielt  
 „ten ihn auch nicht für nöthig, da wir in  
 „Frankreich nie anständig gewesen sind.“

„Dann müssen Sie wieder mit uns um-  
 „kehren. Verweigert man Ihnen in Paris  
 „den Paß nicht, so können Sie sicher reisen;  
 „gibt man Ihnen da aber keinen, dann dür-  
 „fen wir sie auch nicht passieren lassen. —  
 „Sie kehren mit uns um. Morgen reisen  
 „wir nach der Hauptstadt zurück.“

Alle unsre Vorstellungen und Bitten wa-  
 ren fruchtlos. Die Soldaten setzten sich an  
 Tisch und verzehrten unsre Speisen, indes  
 wir mit bangen Vorstellungen der Zukunft  
 uns quälten. Die Nacht brachten wir schlaf-  
 los zu, und kaum dämmerte der Morgen, als  
 man uns zwang, die Rückreise nach Paris an-  
 zutreten.

Sobald wir daselbst ankamen, erkannte  
 man die Gräfin; sie mußte ihren Wagen ver-  
 lassen, und einige Soldaten brachten sie ohne  
 alle Untersuchung ins Gefängniß. Traurig ge-

nug für mich, denn ich sah meine Wohlthäterin zum letztenmale.

„Wer sind Sie?“ frug mich der Offizier.

„Ich bin eine Deutsche. —

„Waren Sie im Dienst der Gräfin?

„Ja. —

„Nun dann nehmen Sie Ihre Sachen aus dem Wagen.“ — Ich ließ mir diesen Befehl nicht zweymal sagen; und nahm was mir gehörte. In unsrer ehemaligen Wohnung traf ich noch einen Bedienten der Gräfin, der bey meiner Rückkunft sehr erschrock. —

„Sie sind so viel gesucht, besonders die Gräfin, daß ich das wirklich befürchten mußte, was ich nun sehe. Sie sind kaum einige Tage weg gewesen, als man schon alles im Hause durchsuchte, um die Gräfin zu finden.“

Ich erzählte ihm nun unsre Begebenheit —

„Wollen Sie meinen Rath befolgen,“ fuhr er fort, „so lassen Sie uns Paris verlassen — es wird mit jedem Tage gefährlich

„her. Ich habe auf Befehl der Gräfin gewartet, aber nun werde ich früher abreisen, als es sonst geschehen wäre. Wollen Sie mit mir gehen?“

„Recht gern“ — sagte ich. — „Nur meinen Sohn mögte ich noch einmal sehen.“

Er sorgte, daß dieser zu mir kam, ich sprach ihn, und verließ nun die Stadt, und zwar, um alle Aufmerksamkeit zu vermeiden, zu Fuß.

Noch manche Gefahr hatten wir zu bekämpfen; oft waren wir einer neuen Gefangenschaft nahe; doch endlich erreichten wir die Deutsche Grenze ohne weitem Unfall, und fühlten uns zum Beneiden glücklich. Aber da das Nachdenken über die Zukunft die Oberhand bekam, da die Frage: wie wirds nun mit mir werden? uns zu stark in der Seele wurde, da fiel uns der Schleier des eingebildeten Glücks von den Augen. Ich hatte freylich etwas gerettet; aber wie wenig war dies, wenn ich Jahre lang in Coblenz davon

leben sollte? Kaum war es so viel, daß ich die Reise nach G. an der Polnischen Grenze zu meines Mannes Schwester davon machen konnte.

Ich trennte mich von meinem Gefährten, der bey einem emigrierten Grafen wieder Dienste nahm, und miethete mir ein kleines Zimmer, wo ich durch meinen Fleiß so viel verdiente, daß ich mich des Hungers erwehren konnte. Nach einiger Zeit entschloß ich mich doch noch zu der Reise nach meiner Schwägerin; ehe ich sie aber unternahm, ließ sich ein Schweizeroffizier vom Regimente Ernest bey mir melden, den ich oft bey meinem Sohne gesehen hatte. Er war dem fürchterlichen Blutbade vom roten August entkommen, indem es ihm gelungen war, in der Kleidung eines Nationalsoldaten zu fliehen. Von ihm erfuhr ich die traurige Nachricht von dem Ende meines Sohns, der an diesem fürchterlichen Tage niedergehauen wurde. —

So verlorh ich mein Kind, welches mir  
meines

meines Alters Sorgen einst erleichtern sollte, und mich nun einsam und verlassen in der Welt zurückließ. Eine unglückliche Liebe bahnte ihm den Weg zu seinem Unglück — ohne dieselbe wurde er in Preußens Heer gewiß glücklich.

Nun hielt mich weiter nichts von der Reise ab, vielmehr trieb mich alles dazu an, eine Gegend zu verlassen, in welcher für mich keine Hoffnung mehr blühte.

Gerade um diese Zeit kamen die Preußen in diese Gegenden. Eine Majorin, die in eben dem Wirthshause logirte, in welchem ich war, lernte mich kennen. Sie nahm Antheil an meinem Schicksal und trug mir an, mit ihr und ihrer Equipage nach Preussisch-Minden zu reisen. Ich nahm das Anerbieten dieser edlen Menschenfreundin um so viel lieber an, da ich von Minden über Berlin nach G . . . mit der Post sehr leicht reisen konnte. Einige Wochen mußte ich in Minden bey dieser Dame bleiben, und trat endlich im August

1793 die Reise nach G. an, nachdem ich von Minden aus meiner Schwägerin geschrieben hatte.

Allein im Hildesheimischen wurde ich krank, daß ich die Post verlassen, und zwey Monate auf einem Dorfe zubringen mußte, ehe ich meine Reise fortsetzen konnte. Alles was ich an Gelde hatte, verzehrte ich hier, und gewiß hätte ich meine Reise nach G. zu Fuß machen müssen, wenn nicht eben ein Transport Rekruten von Minden nach Berlin dieses Dorf paßirt wäre. Der commandirende Officier, den mein Elend rührte, hatte Mitleiden mit mir und meinem Elende. Er erlaubte mir auf dem Wagen Platz zu nehmen, der für die Bequemlichkeit des Transports mitfuhr. Unterweges wurde ich wieder krank, und kam krank und matt im Herbst nach H.



Hier war es, wo mich die Unglückliche zu sich rufen ließ. Sie war dem Tode nahe; mehr durch Sorgen, Mangel und Ermattung, als wirkliche Krankheit. Sie verdiente Mitleiden, wenn man auf ihr gegenwärtiges Elend allein sah; aber noch mehr wurde sie würdig ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme zu seyn, wenn man ihre schon erlittenen Schicksale und ihren ehemaligen Stand bedachte. — Und — sie fand allgemeines Bedauern, und was noch mehr sagen will — allgemeine Hülfe. Mehrere Familien, denen ich ihre Geschichte erzählte, und ihre gegenwärtige Prüfung schilderte, machten es sich zur Pflicht, der Nothleidenden zu helfen, und ihre Thränen des Kammers in Thränen der Freude und des Danks zu verwandeln. Verböte es nicht der ausdrückliche Wille dieser Edeln und ihre

Bescheidenheit — ich nennte diese Wohlthäter öffentlich, und versuchte es, einen kleinen Beytrag zu dem Denkmahl zu liefern, das sie so sehr verdienen. Doch ihr eigenes Gefühl wir ihnen Belohnung genug seyn, wenn diese Geschichte in ihre Hände kommt! Die Unglückliche blieb noch einen Monat in S . . . Ich sprach sie noch kurz vor ihrer Abreise, und rührend war es mir, wie sie noch unter heißen Thränen für so manche menschenfreundliche Familie betete, die, ohne bekannt seyn zu wollen, so viel Gutes an ihr that.

Der Herausgeber.





Goe 1303 (2)

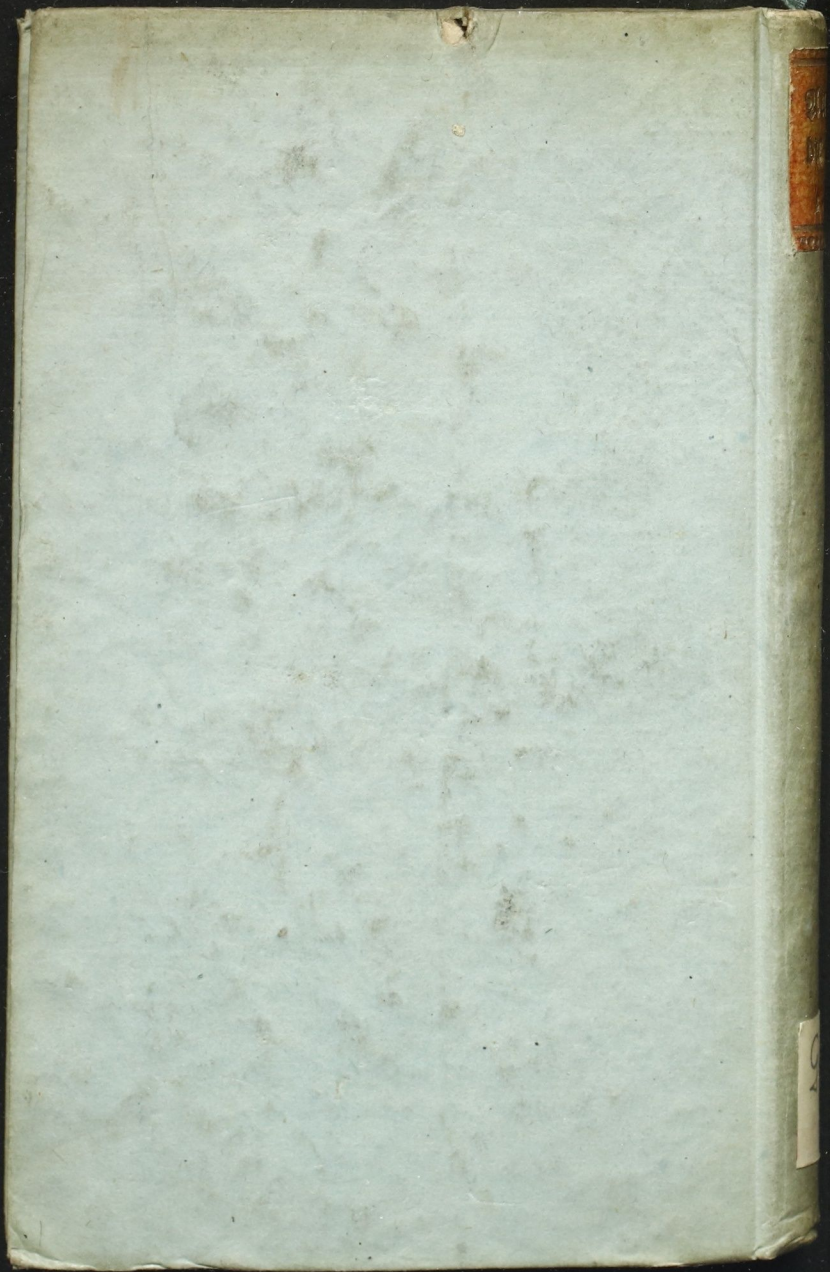
1078

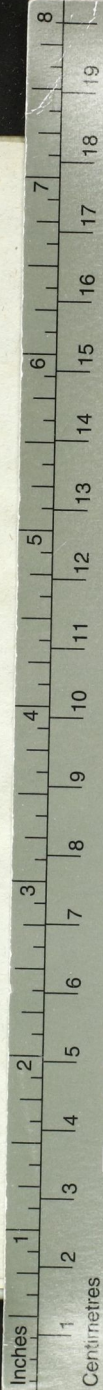
ULB Halle

3

007 386 559







Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

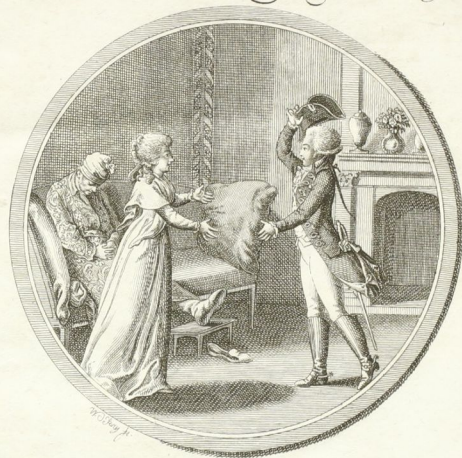
Magenta

White

3/Color

Black

Augusta du Wort  
oder  
Geschichte einer Unglücklichen.



Ein Gegenstück zu Friedrich Braack.

Zweiter Theil

Königsberg.

1799

bei Poebbel und Unzer.